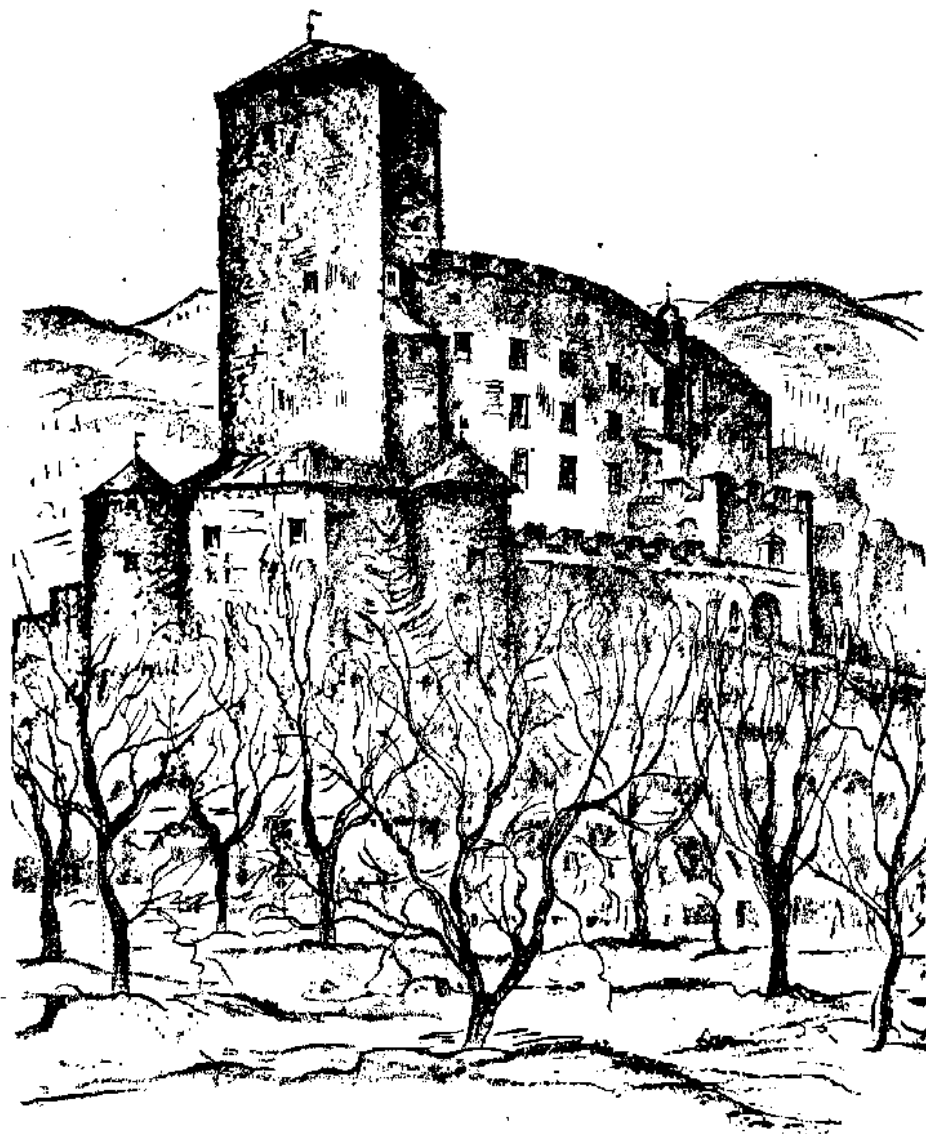


Optikoler Heimatblätter



3. Jahrgang 1926.

Mai, Folge 5.

Redaktion: Dr. Ernst Winkler, Wien,
Dörfel, Postfach 22. Alle redak-
tionellen Beiträge und Anfragen wollen barkeit
gerichtet werden.

Verwaltung: Alle geschäftlichen Zuschrif-
ten und Sendungen, wie
Reisebestellungen, Adressänderungen und Gebüh-
rungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der
„Wiener Nachrichten“, Wien, Postfach 22.

Bezugspreise: Jahresabonnement (12
Nummern) einschließlich
Postaufendung und Verpackung, jedoch ohne „Wiener
Nachrichten“ 5 Schilling, mit denselben 7 Schilling
20 Groschen. Für das Ausland die doppelte Gebühr.
Einzelnnummer 40 Groschen. Zur Beachtung. In Ös-
trotol können die „Dörfel Heimatblätter“ nur mit
den „Wiener Nachrichten“ bezogen werden.
Anzeigen haben in den „Dörfel Heimatblättern“ Erfolg.

Zeiger:

Ein altes Marienlied. Aufgefunden von Rosa Ghedina, Matrei in Osttirol.

Maria Luggau. Geschichte einer Wallfahrt von P. Prioz.

Maipfeiß-Spruch.

Langes-Bischken. Von E. Angerle.

Volkserlme.

Ein Langestag bei Bauern. Von Johann Deiner.

Wie's daheim war. Von Jg. Ingruber.

Ostrotol unter französisch-österreichischer Herrschaft. (1810—1813.) Fortsetzung. Von Koop. Karl Maister, Anras.

Vom Spinnen und Weben und von einem aus dieser Kunst. (Schluß.) Von Oberlehrer Joh. Brugger.

Schloß Rabenstein. Von Rev.-Insp. J. Wechselberger, Virgen.

Villgrater Stöcklein. 7. War i net hin! Von E. Angerle.

Von der Martau. Sage, erzählt von Notburga Stark.

Der Saurer. Alter Volksbrauch in Thurn. Von Franz Ebner.

Sonderbare Menschen. Von Jg. Ingruber.

Tiroler Bauern-Sparkasse, Zahlstelle Wien,

(Bauernheim)

ist pupillarischer wie alle anderen Sparkassen und daher für alle Einlagen,
insbesondere zur Veranlagung von Mündel-Geldern und Kauttionen bestens
geeignet. Sie besorgt auch alle sonstigen Sparkassen Geschäfte.

Tiroler Genossenschafts-Verband reg. G. m. b. H. Innsbruck Niederlassung Wien, (Bauernheim)

übernimmt von jedermann Einlagen auf Sparbücher und in laufender Rechnung
zur bestmöglichen Verzinsung (bei gebundenen Einlagen je nach Größe und Delags-
dauer besondere Sätze), besorgt die Einlösung von Zinsscheinen (Kupons) und
verlosten Wertpapieren, die Einziehung (Inkasso) von Wechseln, Schecks,
Anweisungen u. dgl.

Überprüft verlosbare Werte nach den Ziehungen, kauft und verkauft ausländisches
Papier- und Hart-Geld, sowie in- und ausländische Wertpapiere, besorgt
Erneuerungsscheine und neue Zinsscheinbogen.

Übernimmt Wertpapiere, Dokumente, Schmuck und sonstige Wertgegenstände in
Verwahrung und Verwaltung. Vermietet Schrankfächer in Stahlpanzerkassen
gegen mäßige Gebühren.

Die Agrarbank für die Alpenländer

unterhält in Wien (Bauernheim) eine Zahlstelle, welche sämtliche
Bankgeschäfte besorgt.

Osttiroler Heimatblätter

Beilage der „Wiener Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

3. Jahrgang.

Mai 1926

Heft 5

Ein altes Marienlied.

Aufgefunden von Rosa Ghedina, Matrie in Osttirol.

Canto Solo de G: D: M:

- | | |
|--|--|
| <p>1. Wer immer auß euch hat,
Donöthen hilf Dnd Rath,
der Khomb her Bey,
gieß seine thrennen auß,
in disen gnaden hauß,
mit wahrer rey.</p> <p>2. Gott hat vor Lengstens schon,
gemacht aus dir ein Brunn,
o gnaden Frau,
da du solst ieder Zeit
zu fließen sein Bereith,
mit Himmelssthan.</p> <p>3. So Fließ nur immerdar,
ganz gnaden Doll Dnd Clar,
o Brune Fort,
gib Lauter Hönigs safft,
der Seel zu ainer Crafft
an disen orth.</p> | <p>4. Wan gottes rath Dnd Hiz,
abtrukhet Feyers Bliz,
Dnd Doner Kheil,
Leg dich ins mitl schnel,
Der hiet die gfar der Seel,
Wend ab die pfeil.</p> <p>5. Ja ia der gnaden Brun,
steht allen offen schon,
Dnd Teilt sich mit,
Khomb wer nur Khomben will,
sein Herz mit Trost erfill,
Dnd Saumb*) sich nit.</p> <p>6. Wan gott auch wolte sich,
erzörnen yber dich,
Dnd schlagen zue,
wird dir Maria gnad,
Bey spingen nit zu spatt,
Verschaffen Ruhe.</p> |
|--|--|

*) „Saumb“ von bäumen in der Bedeutung sträuben.

(Siehe nächste Seite.)

Jahrhunderte sind verrauscht und schon längst ist die Hand zu Staub zerfallen, die auf dem vor mir liegenden vergilbten roten Blatte Not und Text dieses alten Marienliedes mit Kieffeder und der gottlob so ausdauernden Galläpfeltinte gesetzt. Gern weilt das Auge auf den verschnürkelten Lettern, die viel Schönheit und Eigenart in sich tragen. Wie schal und kahl erscheinen im Vergleiche unsere modernen Schriftzeichen! Jede persönliche Note wird aber ausgewischt sein, wenn wir in fortschreitender Modernität unsere Briefe in Maschinenschrift schreiben.

Die Zeit, da das genannte Marienlied gedichtet und vertont wurde, ist leider unbekannt, wie Dichter und Komponist es sind. Wahrscheinlich ist, daß der Text einen anderen Autor gehabt und älter als die Weise ist. Immerhin wird man nicht weit fehlen, wenn man annimmt, der Text wäre in jener Zeit gedichtet worden, da „der befreite Winkel windisch Mattrey“ — wie es in einem alten Urbar heißt — wohl nicht leibeigen, immerhin aber unter der Botmäßigkeit der Grundherrschaft und ihrer verschiedenen Beamten stand. Schauer mögen „Zins und Dienst“ in den mannigfaltigsten Formen bis zum „Kucheldienst“, dem „ager hennen, genß, lamp und Schöff“ geopfert werden mußten, auf die Schulktern der „Basullen“ oder „Grundholden“ gedrückt haben und mußten sich dennoch demütig und schon der Gewalt der Mächtigen fügen. Gottesfurcht und die in ihr verankerte Marienverehrung waren starke Dämme, die den oft anschwellenden Strom der Un-

zufriedenheit unter den Vasallen nicht überschäumen ließen. Namentlich waren es Wallfahrtsorte der Gnadenmutter, die aufgesucht wurden, um dort alle Mühsale und Leiden der hehren Gottesfrau vorzutragen und sie als Mittlerin gegen den strafenden Herrgott anzurufen. Der Ausdruck höchster Verehrung aber gipfelte im Lied. Dann hat wohl am Schlusse der Andacht von der Empore herab der Solagefang erklingen, den ich in seiner Ursprünglichkeit hier getreu wiedergab.

Zwei Motive behandelt das Lied. Eines die Furcht vor der strafenden Rächerhand Gottes. In dieser Vorstellung der strafenden Gottheit „mit Feuers Blitz Und doner Rheil“ liegt noch ein Stück alter Germanenglaube an den nordischen Gott Donar oder Thor, der aus dunkler Gewitterwolke den Donarhammer zur Erde schleudert. Im zweiten Motive, das die Verehrung Mariens umfaßt, werden die schönen poetischen Symbole aus dem Minnegefang des Mittelalters entlehnt; mit der Verehrung verknüpft sich der Glaube an Mariens unbegrenzte Macht, die selbst die Pfeile aus Gottes Rächerhand abzumenden vermag und — kühnlich naid ausgesendet — „verschaffet Ruhe“.

Möge dieser kleine Beitrag Anregung geben, daß mancher Chormeister sich der Mühe unterzöge, das Musikalienarchiv gründlich durchzustöbern; vielleicht findet sich manches unter altem Krom, das wert ist, der Vergessenheit und dem Untergange entrissen zu werden.

María Luggau.

Die Geschichte einer Wallfahrt von B. Petar.

Wir beabsichtigen in einer zwanglosen Kettelreihe die Östirrolischen Wallfahrtsorte zu behandeln, die ganz tief mit dem Leben und Fühlen von Helmal und Volk verbunden sind. Maria Luggau, zwar nicht in Östirrol selbst gelegen, muß dennoch als vornehmste Wallfahrt für unsere engere Heimat angesprochen werden (Anm. der Schriftleitung)

Luggau liegt im oberen Lesachtale, ganz an der Tiroler Grenze, und nicht weit entfernt von der italienischen Grenze. Die Gegend ist reich an Naturschönheiten, dafür aber ganz abgelegen von jeder Verkehrsstraße. Trotzdem übt das stille Gebirgsdorf mit seiner trauten Wallfahrtskirche eine große Anziehungskraft aus. Das beweisen die vielen Tausende von frommen Pilgern, die alljährlich über die rauhen Gebirgspfade nach Luggau gezogen kommen.

In Folgendem soll nun die Geschichte des Wallfahrtsortes mit ein paar mappen Strichen wiedergegeben werden.

Es war um die Erntezeit des Jahres 1513. An der Stelle, wo heute die Wallfahrtskirche steht, lag ein Getreideacker, und ein gottesfürchtiges Bauernweib namens Helena war auf demselben mit Weizenschneiden beschäftigt. Müde von der Arbeit wollte sie sich einige Augenblicke Raft gönnen und legte sich nieder. Bald überkam sie ein tiefer Schlaf und da hatte sie einen sonderbaren Traum. Es erschien ihr die hochheilige Gottesmutter und trug ihr auf, zu ihrer Ehre auf dem Acker eine Kirche zu bauen.

Als Helena erwachte, wunderte sie sich wohl über den sonderbaren Traum, aber sie maß ihm keine weitere Bedeutung bei. Wie sollte denn sie arme Frau jemals imstande sein, eine Kirche zu erbauen. So suchte sie die Sache abzutun. Aber es gelang ihr nicht. Je mehr sie sich Mühe gab, das Traumgesicht zu vergessen, desto mehr verfolgte es sie. Bald hatte sie keine ruhige Stunde mehr.

Eines Tages faßte sie den Entschluß, eine Probe anzustellen, ob der Plan wirklich von oben stamme. Wenn das der Fall war, dann wollte sie sich nicht mehr weiter widersetzen, sondern alle ihre Kräfte aufbieten, um dem Auftrage nachkommen zu können. Sie beschloß, bei einem Sturme auf dem abgerenteten Weizenacker eine brennende Kerze aufzustellen. Löschte diese aus, dann hatte das Traumgesicht für sie keine weitere Bedeutung; brannte sie aber weiter, dann konnte es nur durch Einwirkung von oben sein und damit war dann auch für sie der Beweis erbracht, daß der Auftrag vom Himmel kam.

Dreimal stellte sie die Probe an und jedesmal brannte die Kerze ruhig weiter, trotz des dahindraufenden Sturmwindes. Jetzt mußte die Frau, daß sie das schwerige Werk des Kirchenbauens wirklich auf sich nehmen mußte. Ihre erste Sorge war nun, eine kleine Statue der lieben Gottesmutter aufzutreiben. Und dies gelang ihr bald. Es war das Bild der schmerzhaften Mutter, zu dem bis zur heutigen Stunde so viele Tausende frommer Pilger gewallt waren, um Trost und Hilfe in ihren Nöten zu finden. — Alsdann wanderte das Weib von Haus zu Haus, um Beiträge für den Bau einer Kapelle auf dem Weizenacker zu sammeln. Sie fand aber nicht allzuviel Entgegenkommen; im Gegenteile: sie wurde verspottet und verhöhnt, die Kinder warfen ihr Steine nach und ohne Scheu nannte man sie eine freche Betrügerin. Aber Helena ließ sich nicht entmutigen, selbst dann noch nicht, als die Verfolgung von Seite ihrer Widersacher so stark betrieben wurde, daß sie sogar ins Gefängnis kam. Als man ihr schließlich doch kein Unrecht nachweisen konnte und ihre Unschuld anerkennen mußte, gab man ihr die Freiheit wieder. Mit neuem Eifer setzte sie nun ihre Bemühungen für den Bau einer Kapelle fort. Bald erhob sich an der von Maria bezeichneten Stelle auf dem Weizenacker ein hölzernes Kapellchen, in dem das bereits erwähnte Vesperbild aufgestellt wurde.

Nach war das kleine Heiligtum nicht ganz vollendet, als dajelbst, wie die Annalen berichten, schon ein Wunder geschah. Ein Irrenwäger, der wie von ungefahr des Weges kam, trat in die Kapelle, nahm die Statue und wollte sich damit entfernen. Ein Zimmermann namens Anton Mayerhofer, der auf dem Dache beschäftigt war, sah es und rief dem Irrenwäger zu: „Das ist unserer lieben Frau Bild!“ Und auf der Stelle war der Mann geheilt.

Auf dieses Wunder hin kam der frommen Helena das schlechte Kapellchen aus Holz viel zu ärmlich vor. Sie faßte den Entschluß, alles daran zu setzen, um der Daimelskönigin eine schöne Kirche zu bauen. Ihre Mittel waren freilich erschöpft und von den Nachbarn hatte sie nichts zu erwarten. Voll Vertrauen wandte sie sich an die weltliche Behörde, den Pfleger in Bittersburg, Johannes von Manndorf, um die Erlaubnis zum Bau der Kirche und — was sie ebenso notwendig brauchte — um möglichst weitgehende Unterstützung.

Der Pfleger nahm die Bittstellerin wohlwollend auf; er hatte auch nichts gegen den geplanten Kirchenbau. Da, er machte sich sogar selbst nach Luggau auf, um die ganze Sache besser in Augenschein nehmen und die nötigen Anordnungen treffen zu können. Als er jedoch gewahr wurde, wie der größere Teil der Gemeinde dem Kirchenbau abgeneigt war, hielt er es für das beste, die Angelegenheit einfach ruhen zu lassen. Schon befand er sich wieder auf dem Heimwege nach Bittersburg, als sein Pferd plötzlich scheute, ihn aus dem Sattel warf und ein Stück Weges schleifte, während er noch mit einem Fuße im Steigbügel hing. In dieser großen Lebensgefahr und Not rief er die

Gottesmutter um Hilfe an und gelobte im Falle seiner Rettung, den Bau der von Helena geplanten Kirche sofort selbst in die Hand zu nehmen. Kaum hatte der Pfleger dieses Gelöbniß gemacht, als das Pferd stillstand und er sich aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte. Der so wunderbar Gerettete ließ später an jener Stelle eine Kapelle bauen, um seinen Dank an die Gottesmutter zu verewigen. Die Kapelle steht heute noch auf dem Fahrwege nach Kötschach, in der Pfarre Piesing. An der Außenwand ist die wunderbare Begebenheit bildlich dargestellt.

Voll Dankbarkeit gegen die allerfertigste Jungfrau kehrte der Pfleger sofort wieder nach Luggau zurück. Er wollte ungesäumt die ersten Anstalten zum Bau der Kirche treffen. Das Werk hatte zwar jetzt noch manche Feinde, aber der Pfleger war der Mann, die Sache trotz alledem in Gang zu bringen. Namentlich waren es zwei Bauern, die das Unternehmen um jeden Preis vereiteln wollten. Doch der Eine fiel in eine schwere Krankheit, der er im dritten Jahre erlag. Der Andere verließ bald darauf seine Heimat und zog nach Italien, wo sein neuerworbenes Heim ein Raub der Flammen wurde und er somahl, wie auch seine ganze Familie kamen bei dem Brande um.

Am 22. Mai des Jahres 1515 wurde der Grundstein zur ersten Kirche gelegt. Es geschah in feierlicher Weise. Außer einer großen Menge von Gläubigen war auch die gesamte Geistlichkeit des Landes mit dem Pfleger von Bittersburg anwesend. Der Bau schritt rüstig voran. Milde Beiträge floßen von allen Seiten. Schon im Jahre 1516 konnte das Vesperbild in das neue Heiligtum übertragen werden. Auch der Zuzug des Volkes steigerte sich in auffallender Weise. So kam es, daß schon nach wenigen Jahren die Kirche dem Andrang der Pilger nicht mehr genügte. Sie wurde deshalb niedergeworfen und an ihrer Stelle erhob sich alsbald eine größere und schönere, erbaut von dem berühmten Baumeister Bartholomäus Vierthaler. Die Kirche war ursprünglich im gotischen Stile erbaut, wie dies besonders der Turm und das Portal erkennen lassen. Im Jahre 1536 konnte der Bau dem Gottesdienste feierlich übergeben werden. Unter dem Titel „Maria-Schnee“ wurde sie noch im gleichen Jahre vom Titularbischof Daniel de Rubois, Weihbischof des Patriarchen von Aquileja, Marinus Grimani, feierlich eingeweiht und konsekriert. Der Turm, gleichzeitig mit der Kirche begonnen, sah seine Vollendung erst im Jahre 1544.

Luggau gehörte zur Herrschaft von Bittersburg, die wieder einen nicht unbedeutenden Teil der Grafschaft Ortenburg ausmachte. Die Bewohner waren in das acht Stunden entfernte St. Daniel eingepfarrt. An den Vorabenden der Sonn- und Festtage pilgerten die Luggauer gemeinsam nach ihrer fernen Pfarrkirche, um daselbst am anderen Tage dem Gottesdienste beizuwohnen. Der Bau der Kapelle und des ersten Kirchleins brachte in dieser Hinsicht keine Aenderung. Die Wallfahrtskirche Luggau blieb ohne eigenen Seelsorger und galt als Filiale

von St. Daniel. Allmählich aber wurde das Bedürfnis nach einem eignen Seelsorger an dem aufblühenden Wallfahrtsorte immer mehr fühlbarer. Im Jahre 1591 endlich wurde die Frage gelöst. Mit Genehmigung des Patriarchen von Aquileja, zu dessen Kirchenprengel Luggau damals gehörte, berief Johann Graf von Ortenburg die Söhne des hl. Franziskus aus der deutschen Provinz. Drei Jahre darauf wurde Luggau zur selbständigen Pfarrei erhoben.

Für Wallfahrt und Seelsorge war nun aufs beste gesorgt. Aber die klösterliche Niederlassung der Franziskaner war über alle Maßen armfelig. Mehrere Jahre mußten sie in einem gewöhnlichen Bauernhause Wohnung nehmen. Der Klosterbau wurde erst im Jahre 1593 in Angriff genommen, und zwar infolge eines Gelübdes des Grafen von Ortenburg. Den Plänen nach war er für 12 Patres und 6 Laienbrüder berechnet. Allein der frühzeitige Tod des Grafen verhinderte die völlige Ausführung des Planes. Das Klösterlein selbst war schlecht gebaut, so daß schon im gleichen Jahre eingreifende Reparaturen notwendig wurden. Inzwischen hatten die Franziskanerpatres in Luggau die strenge Observanz eingeführt und durften deshalb nur mehr vom Almosen leben. Dieses aber floß so spärlich, daß es nimmer hingereicht hätte zum Unterhalt der Mönche. Es blieb ihnen also nichts anderes übrig, als auf die Pfarrei zu resignieren und ihren bisherigen Wirkungskreis zu verlassen. Und so war Luggau wieder ohne selbständigen Seelsorger.

Das Jahr 1635 brachte für die Wallfahrt wieder bessere Zeiten. Claudia von Medici, die Witwe des Erzherzogs Leopold, ließ Serviten von Innsbruck kommen, denen Kirche und Kloster für immer übergeben wurde. Auch die Pfarrei wurde dem Orden eingegliedert. Kaum hatten sich die Serviten in Luggau häuslich niedergelassen, als 1640 eine Feuersbrunst ausbrach, die das Kloster in Asche legte und das Kirchendach, sowie den oberen Teil des Turmes zerstörte. Das neue Kloster, das aus den Trümmern erstand, war dank der großzügigen Mithilfe des neuen Besitzers der Grafschaft Ortenburg, Graf Martin von Widmann und seines Bruders, des Kardinals Christoph, viel schöner und größer als das frühere.

Noch stand das Kloster keine hundert Jahre, als man im Jahre 1733 wieder an einen Neubau den-

ken mußte, so baufällig war das alte geworden. Der Neubau ging rasch von statten. Schon waren zwei Dritteile unter Dach, als am 30. November 1738 ein Brand das Kloster, sowie das Kirchendach und den Turm zerstörte. Diejem Brande fielen auch viele kostbare Kirchengewänder und Geräte, wertvolle Schriften, wichtige Urkunden und fast die ganze Bibliothek zum Opfer. Es war eine harte Arbeit für die Serviten, die Spuren des Brandes, der wie ein schweres Verhängnis über die Gnadenstätte gekommen war, wieder zu verwischen. Und es gelang ihnen schneller und leichter, als sie anfangs gedacht hatten. Aus dieser Zeit stammt die große Glocke, die in Luggau selbst vom Glockengießer Straßmayer aus Bozen gegossen wurde. Auch wurde in jener Zeit die Kirche neu restauriert. Die gotischen Rippen im Innern mußten wieder weichen und an ihre Stellen traten Deckengemälde mit Barockfiguren und Verzierungen. Von Kunstverständigen wird allgemein hervorgehoben, daß die Restaurierung ein Meisterwerk jener Zeit ist.

In Kunstsachen sind unter anderen vorhanden: Ein großes Elfenbeinstehkreuz, ein Geschenk Sr. Eminenz des Kardinals Widmann, Grafen von Ortenburg. Zwei Bilder aus Holz geschnitten von Pacher, darstellend Mariens Tod und die Krönung Mariens. Weiters sind sehr sehenswert die an den Festtagen aufgestellten Reliquien-Pyramiden, die aus dem Jahre 1754 stammen. Auch an Paramenten besitzt Luggau manches kostbare Stück. So einen weißen Ornat, der von der Fürstinwitwe Gräfin v. Warobiskin-Portia stammt aus dem Jahre 1760. Ein schönes rotfarbnes, reichgoldgesticktes Messkleid samt Attributium vom Fürsten Portia aus dem Jahre 1689. Auch ein rotes Messkleid wird gezeigt, ein Geschenk der Kaiserin Maria Theresia, das sie eigenhändig verfertigt hat. Erwähnt soll werden die Orgel, ein Werk des Orgelbauemeisters Futsch aus Wien, das im Jahre 1900 aufgestellt wurde. Sein erstes pneumatisches Werk, besitzt 15 klingende Register und hat sich bis jetzt recht gut erhalten.

Im Jahre 1913 wurden große Festlichkeiten in Luggau begangen, nämlich das 400jährige Jubiläum der Entstehung des Gnadenortes. Viele Festlichkeiten wurden veranstaltet, doch den Glanzpunkt bildete die von über 7000 Wallfahrern aus allen Teilen Kärntens, Tirols und Italiens am 28. Sept. besuchte feierliche Krönung des Gnadenbildes.

Maipfeisl-Spruch.

Pfeisl, Pfeisl, moi' di'
 Oder i' berschlei di,
 Oder i' derhack di,
 Oder i' derpack di,
 Wirf di' auf' ins Müßdach,
 Fallst ob' in Kumpfbach,

Kimscht di' zu der Bruckn,
 Fress'n di' die Mucken,
 Kimscht di' ins Wirtshaus,
 Wirft di' der Wirt ans,
 Kimscht di' ins Vaters Haus,
 Sagt di' der Vater bei der Uhr aus.

Langes-Bischilen.

E. Angerte.

Von den ersten vier Menschen ist einer ein Hirte gewesen. Der Beruf ist dann so weiter gegangen, bis er auf die Hinterbergler und Oberländer Kinder gekommen ist. Denen ist er zwischen lieb und leid; sie nehmen ihn, wie man das Leben halt nehmen soll: ernst und von der besten Seiten; oder auch einmal von der schlechtesten, wenn Hülle und Haut makkalt sind und die Geißen im hintersten Graben.

Meist aber jagen sie, die Hirtenkinder nämlich, zu zweien und etlichen im Häuflein und die sich-feste, achteste Poesie mitten unter ihnen. Spüren tun sie nichts von der holden Göttin, als daß ihnen ganz absonderlich wohl ist und daß die Himmelswolken keine Wolken mehr sind, sondern rutschende Geschichten von Tieren und Bibelmandlu.

Wenn sie unter den Stauden und zwischen den Steinen und auf der ebenen Trate ein Blümlein finden, so zeigen sie es einander oder rupfen es ab und stecken es auf den Hut und verlieren es wieder oder pressen viele der „Bischilen“ in der heißen Hand zu einem „Bischl“ zusammen, der sich erst abends in der Kühle des Herrgottswinkels wieder zu seinem letzten Leben erholt.

Von den Bischilen hat etliche Fran Poesie selber getauft, bei etlichen aber ist sie zu spät gekommen; wenn man die Augen zudrückt, kennt man das mit den Ohren auseinander.

Ganz früh im März schon stößt es weiß und blau in Fülle aus dem Anger und macht ihn weithin schön; Frühlingsfarn sagen die in der Stadt (*Verus verna*). Bald isgn heißt es um Lienz und im Hinterbergl, Menglstantlan im Pustertal.

Der beiderseits Hufstättich, jetzt noch ohne seine großen heilkräftigen Blätter, hat den bescheidenen Namen Märzblüml.

Unter allen Sträuchern an den Waldlichtungen blüht die erste Anemone, „Waldnagl“ geheißten (*Leberblümchen*, *Anemone hepatica*). Bald schon folgen die weißen und purpurnen „Hahndlen“, die Blütentrauben des Lerchensporn (*Corndalis*).

Von den Primeln kommt zuerst das nicht ganz ehrenfeste Glied der Familie, das „Lugnerle“ (*Primula acaulis*, die stengellose Primel). Dreis, viermal hat sie schon Lenz und Lust versprochen und immer wieder ist ihr das Frühlingslied an den hellen Lippen erfroren. Ihre Schwester, die hohe und die gebräuchliche Schlüsselblume (*Primula eliator*, *Primula officinalis*) warten den April ab, ehe sie sich in duftenden Kränzen um Bach und Anger legen; Himmelschlüssel heißen sie weit und breit in deutscher Volke; Himmelspförtner aber ist Sankt Peter und also sind die Himmelschlüssel seine Schlüssel und heißen im Oberland „Peterschlüssel“.

Im Laubwolde und an bebüschten Hügeln hebt der Frühlingsehrenpreis (*veronica verna*)

seine schleierfeinen, leicht verwehten „Kaugen“ zur Sonne.

Und nun kommt auf der Kalkseite für die Geißbuben eine mühlige und für die Geißen eine friedliche Zeit: die Bergourikeln blühen, die Plate-nighl des übrigen Tirol, der gele (gelbe) Speik in Ostiral. Die Bischilen müssen sich, wenn sie's den Buben im Kraxeln nicht nachtan wollen, mit Latterspeik, auch Rosspeik geheißten, der *Primula minima*, begnügen. Dazu erblüht ihnen in den stillen, feuchten Auen die zauberzarte Mehprimel (*Primula farinosa*) mit dem Märchen-namen „Kinigäuglan“.

Gentiana verna, der Frühlingsenzian, blau wie die Treue, ist ein „Schusternagele“, wenn man ihn von oben betrachtet. Aber man hat beim Hüten wirklich leicht Zeit, ihn auch einmal umzudrehen und jetzt ist er „a Kruschinkl“ (Kräufel-füßchen). Nahe am Bergwald aber hat der Kuckuck im hellsten Rufsen seine Wintersachen abgestreift; oder wachsen ihm die schon für nächstes Jahr zur Auswahl, die vielen und vielen dunklen, engen Stecken, die „Guggahundsah?“ (*Gentiana acaulis*, stengelloser Enzian.)

Aus dem Schutter der Halde streben die beharten Stengel der Anemonen auf. Kuh- und Küchenschellen? O nein; „Rauchellen“ heißen wir sie, für was sind sie so zottlig; und die glatten sind auch „Rauchellu“, der Familienähnlichkeit halber.

O, wer jetzt Glück beim Suchen hat! Schattig gedeckt blüht „Walgum walgum“ im Walde. „Walgum walgum“ ist die *Convallaria majalis*, das richtige, duftschwere Maiglöckchen, mit dem man daheim bei Mutter und Schwestern so gut ankommt.

Die Wiesen sind unterdessen längst aus ihrem Waldisgenkleid gewachsen und tragen Bergigum-ein-nichtblau. Dazwischen stehen die rotbraunen Stengel der „Wulfschinken“ (Pichtnelken, *Lychnis*) und das zarte Weckente der „Glizupfandlen“ mit den grellgelb lachierten Blütchen. (*Ranunculus acer*, *Scharfer Hahnenfuß*.) Und immer höher schieben sich daneben und darüber die „Schmelchen“ von Knoten zu Knoten. Gräser heißen sie die Professoren und die Bücher; als ob Gras nicht alles wäre, was grün ist und nicht auf den Bäumen wächst!

Schmelchen wären schon recht; aber da zwischen der Harpfe und dem Bachl, da wächst so ein Zeug, non dem schaut zum Schluß wenig und nichts heraus, wenn's auch so schön ist, daß man sich beim Heintreiben immer etliches davon durch den Jaun holt; das sind die „Butterknollen“, die „Schmalzpullen“ (Troll).

Und auf dem Rain, da ist so ein brennender Fleck, als wär die Hölle drunter; da wachsen später hinaus die „Gochallstauden“ (*Schafgarbe*, *Achillea millefolium*). Dahinter gehn die Aecker an und sind heuer voller Klapp (*Aletrisalaphus*, *Klapp-*

vertopft), das muß im Samen gewesen sein. ... kam der Feind und säte Unkraut ... iorer denn?" Ganz ins Denken kommt man, wenn man so hinter seines Vaters Feldern oben sitzt und die Hapfglode so schläfrig läutet. Eine Handvoll „Pfsatfcher“ (*Silene venosa*, aufgeblasenes Leimkraut) zum Pfnetschn oder ein Büschel „Himmelsbrot“ oder „Bogelpappele“

(Sauerklee, *oxalis acetosella*) wär wenigstens etwas und noch viel lustiger geht's mit „Himmel, Hölle, Fegfeuer“, „Heiraten, sterben oder Klosterfrau werden“; man kann die längste Weile an Orakelblumen und Luftschlößern zupfen, aber sie kommen erst in der letzten Maienwoche, mit ihrem blonden Köpfschen, mit ihrer weißen Schürze, mit ihrem stolzen Namen, die „Antlafgittschn.“

Volksreime.

Morg stbe i frie uuf,
Treib an Tschipp! Nie aus,
Kimm i zin an groeßn Bauu.
Da Bauu gibt ma Koan,
's Koan gib i in Willna;
da Willna gibt ma Meil,
's Meil gib i da Muetta;
di Muetta gibb ma Kleibm,
di Kleibm gib i in Facklen;
's Fackl gibb ma Beaschta,

di Beaschta gib i in Schüescha;
da Schüescha gibb ma Schüedje,
di Schüedje gib i da Braut;
di Braut gibb ma a Kranzl,
's Kranzl gib i da Jungfrau;
di Jungfrau gibb ma a Pfoatl.
's Pfoatl löig i dun
und mach is voll an
und schmeiß is in Boch
und schaug' niemma noch.

Sunne, Sunne, schein, schein,
treib die Wolkn hinta dein,
treib sie oða dein.
Treib si afn Goeßtaspiß,
wo an alt's Weibile sitzt,
wo da Modu mant,
wo da Hdune krant,

wo da Dachs lient,
wo a schien Mognbeinte blient:
oane mein,
oane dein,
oane unfan liebm Hean
es a sat schie Wätlu weao.

Ein Langestag beim Bauern.

Von Johann Dettner.

Ehe der Hahn dreimal gekräht hat, das ist um vier Uhr, sind die drei Mägde schon aus den Federn. Die „Kuchilö“ eilt sich, einen Vormeiß zu kochen, Dachsnerin und Kührin (Dachsen- und Kuhmagd) betreuen das Vieh. Bald darauf kommt der Bauer die Stiege herunter und trompelt in der Kornkammer herum, etliche Säcke mit Saatgetreide zu füllen. Der Hausknecht zieht mit Hilfe des Stadlers einen Wagen aus der Wagenhütte und untersucht dann bedächtig den Pflug, damit man nicht am Acker das Mstrett hat, denn heut wird gebaut (geackert). Saatkorn, Pflug und Egge werden auf den Wagen geladen, das Joch daneben bereit gelegt.

Derweil ist's halb sechs geworden und die Kuchilö schreit zum „Vormessen“, denn beim Bauen muß man um sechs Uhr bei der Furch' sein. Zur täglichen Brennsuppe gibt's heut noch gesottene Bohnen, dem Milchmus mit dem graßen Schmalzstumpf folgt eine Schüssel rahmige, „gute“ Milch und wenn der Stadler ein rechter Schliffel ist, zieht er sich mit einem einzigen Fahrer „ganz unversehens“ einen Entwässerungs- — genauer Entschmalzungs- Kanal vom Buttersee in der Mitte bis zu seinem Platz und weiß mit einem zweiten unversehens Fahrer die roßigen Rahmschwimmer in die richtigen Bahnen zu lenken, während er sorgenvoll durchs Fenster nach dem Wetter schaut.

Kann ist das Tischgebet beendet, türmen alle zur Arbeit. Zunächst geht es ans „Wektu“ (Aufjochen der Zugochsen). Der Hausknecht bindet den einen ein, der Seppel, der sich von der Schule ausgebettelt hat, um heute den Vorgeher machen zu dürfen, hält das Joch. Munter rumpelt der Wagen zwischen den Jäumen, hinter ihm schreiten die Arbeitsleute mit den „Hauen“ (Spaten). Es ist ihnen fröhlich und doch besinnlich zumute bei diesen ersten Schritten zum täglichen Brot für's künftige Jahr.

Nachdem die zwei schweren Dachsen vor den Pflug gespannt und die zwei jungen, die man erst abrichten muß, als Vorspann eingezocht sind, beginnt mit einem andächtigen Vaterunser die Arbeit. Voran geht Seppel, zwischen den Paaren leitet der Bauer; der Hausknecht, von weitem an der weißen Schürze kenntlich, führt den Pflug. Aber uller Anfang ist schwer und der Acker ist am unteren Ende gar so „stidil“ (steil). Da kommt das bergwärts schreitende Tier leicht in Gefahr, über den Ziehler (wohl von Zieher), zu fallen, der zwischen dem Paare nach rückwärts führt. Ein Glück, wenn nicht ein Schnitt durch den Jochriemen die einzige — stundenraubende — Hilfe ist. Der neue Hausknecht aber mit der weißen Schürze pifftsch dann und wann einen Krapfen und braucht beim Schaben für den Spott nicht zu sorgen. (Krapfen machen

oder pflügen ist den Pflug zu hoch führen, so daß er stellenweise nicht stürzt.)

Seppel, der kleine, umsichtige Vorgeher, schließt schon eine Weile nach dem Wege zum Hause hinüber, nicht aus Hunger, sondern aus „Seltjam“; denn beim Bauen kommt zum Renner Kaffee und der ist sool gut. Endlich taucht die Mutter hinter der Mauer auf und bald sitzen alle längs der Furch und raften eine Weile und lassen die Ochsen ihr frühes Frühstück niederhauen. Dann geht es mit neuem „Arbeitszeit“ (=gelz) weiter und um 11 Uhr ist der Acker „heruntergewürgt“. (Würgen allgemein sehr anstrengend arbeiten; ein „Gewürge“ ist ein Durcheinander von Arbeit, fast über die Kraft.) Auch für die Mägde ist der Bantag ein Gewürge; sie müssen im Nachhauen und Zumachen (Kleinhauen der Schollen und Eben der Erde) „derfolgen“, d. h. dem Ackernden nachkommen.

Der angestrengten Arbeit entspricht ein reichliches Mittagessen, als es der ländliche Tisch für gewöhnlich bietet. Es gibt Gerste mit Gejeldchem, Knödel mit Kraut und „Baukrapsen“. (Gefüllte, gebackene Krapsen, die „angemacht“, d. h. mit Zuckerwasser und heißer Butter übergossen, zu Tisch kommen.) Auch die Milchschüssel steht wieder da, damit „mehr schließt“. Für den Bauer muß die Mutter das Essen warmstellen; er benützt die Mittagspause zum Säen, damit nachmittags geggt werden kann. In breitem Schwünge hingestreut, betten sich die Körnlein in die lockere Erde. Beim Gerstensäen, sagt der Bauernspruch, sollten es so wenige sein, daß ein fallengelassener Hut nur eines zu decken kann.

Am Nachmittag teilen sich die Arbeitskräfte. Die einen eggen den neubefüllten Acker, die andern treffen unterdes Vorbereitungen zum Erdeführen auf einer der steilen Seiten, die im Regen und der eigenen Schwere immer wieder nach unten rutscht. Die drei-

rädigen Erdgratten werden tüchtig eingeschnürt, Radbock und Radltasche, Erdseil und Erdebahn, Eisenstücken und Schlägel aufgeladen und wenn das Gespann vom Eggen kommt, gehts der dritten Arbeit zu. Der Seppel macht den „Grattenhankler“, und wenn der Erdebock gut verankert und das Seil nicht schadhaft ist, sondern die Erdgratten gar hurtig auf und nieder, daß man fast die Fauszeit übersieht. Die Mutter daheim aber hält auf genaue Zeit und bringt jedem sein Käseballerle (selbstgemachter Magerkäse) zum Brot.

Um sechs Uhr ist Feierabend, denn die Tiere brauchen lange Futterzeit, sollen sie morgen wieder ähnliches leisten. Die Ochserin weiß am Abend dem Bauern zu melden, daß das „Gmbinde“ (Gespann) arg schwächt und der Tscheda sich während der Fütterung nur einmal niedergelegt hat. In frohlichster Stimmung trotz der Müdigkeit wird das Nachtmahl eingenommen: Brennsuppe, gesüßerte Bohnen und Zettelmudel. Zettelmudel sind lang wie Gitschenzöpfe und daher ein gar umständliches Essen; schon der Billgrater hat „giröert“ dabei. Und außerdem: wenn der Stock zufällt, der muß am Sonntag „pslegn“ (das Haus hüten). Das mit dem Stock ist aber so: die Radeln kommen auf einer Blattschüssel aufgetürmt daher und da die Grundfläche des Kegels emsig von allen Seiten verschmälert wird, verliert der Schober in der Mitte zuletzt das Gleichgewicht und fällt, von einer knichten Gabel leise gelenkt, nicht der Radeln zu, sondern jenem Gitschele, das am unliebsten daheim bleibt.

Wie immer, schließt der bäuerliche Arbeitstag auch beim „Bauen“ mit dem Nachtrofenkranz. Nachher sagt der Bauer noch für den nächsten Tag die Arbeit an und dann käme eigentlich die Zeit zum Hoamgart „auf dem Bänkein vor dem Hause“. Aber an solchen Tagen ist man zu müde dafür und weiß wohl, daß man „früh Nacht machen“ muß, weil morgen wieder früh Tag wird.

Wie's daheim war.

Von Ig. Jugruher.

Wenn mein Onkel Gabriel, der im Sommer Enderstauern seinem Maurerhandwerke nachging u. im Winter daheim alles zusammenrichtete, ja anfangs März sich zur Abreise rüstete, die Futtertenne sich bedenklich zu lichten anfing, die Speckseiten die Schwindlucht bekommen und die Korngränze viel leeren Raum zeigten, dann wußte ich, daß der Langes nahe war. Dann dauerte es aber auch nimmer lange, bis sich des Bauern Tätigkeit wieder mehr auf Acker und Wiese verlegen mußte. Der gewöhnlich schon lange Zeit in Hausen auf dem Felde liegende, in seiner Wirkung zumindest minderwertige Lagenstreu-Stallmist mußte ausgebreitet und zerkleinert werden. Wenn es die Schneeverhältnisse irgendwo zuließen, begann auch schon bald der Frühjahrsanbau, denn auf Märzanbau wurde viel gehalten, besonders dann, wenn auch der „Schein“ recht war. Erdäpfel wurden damals noch sehr wenig gepflanzt, dafür aber umso mehr Mohh,

Bohnen, Erbsen und auch Wuis, der aber lange nicht alle Jahre ausreifen konnte. Ähnlich war's auch mit dem Haidekorn als Stoppelfrucht. Was Acker war, blieb Acker, oft hundert und mehr Jahre lang, denn Wechselbau und Fruchtfolge, Kunstdünger und Samenwahl kannte man noch nicht.

Waren die Heimarbeiten (auf den Kulturgründen) schlecht und recht bewältigt, die Erdhausen auf den Wiesen zerrochen, diese geräumt, wobei man oft nicht weniger Misthölzer wegzubringen hatte, als man zuvor Mist daraufbrachte, die Säune wieder aufgerichtet, ging es dann rasch ans Lagenstremachen, eine Arbeit, die mit kurzen Unterbrechungen für Säen und Bergwiesenzäunen und -räumen bis zum Heumahd andauerte und ziemlich mühevoll, für junge Leute aber auch unterhältlich war. Heute hat man Ersatzmittel, so daß niemand mehr auf den hohen Fichtenbäumen unter ständiger Lebensgefahr herumzukragen braucht.

Unter beständig besorgtem Ausblick auf das Wetter vollzog sich Heufechung und Getreideschnitt ähnlich wie heute noch, nur daß damals primitivere Arbeitsgeräte zur Verfügung standen, dafür aber die tägliche Arbeitszeit länger andauerte wie jetzt.

So um Jakobi (Ende Juli) herum ging's dann meistens auf den Berg zur Wildheu- und Bergheugewinnung. Dazu brauchte man aber vor allem Stand und auch gute Sensenschneid, denn die Hänge waren größtenteils steil und schlüpfrig und das Bürstlingsgras nur bei feuchtem Wetter zum Abbringen. Da goll nämlich die Regel, daß die Wiese des Mähens wert ist, wenn der Mäher zwischen zweimal Wehen einen Marderkrumpf voll Gras gewinnt. Davons kann jedermann ersehen, wie mühevoll und zeitraubend diese Heugewinnung war, aber sie hatte auch ihre lustige Seite, denn Fröhnsinn und Gesang wurde kaum einmal im Jahre so gepflegt, als wie in diesen Wochen auf dem Berge. Und wenn es hie und da auch einmal einen Schwereuöter gab, den die Senze halt gar nicht anbeißten wollte, so hörte er gleich von einem Alten den Spottgesang:

„Du kannst ja nou 's Tengeln nit,
daß 's amal schnitt!“

Sehr viel hielt man auf die Postage, Kalenderzeichen und vermeintliche Mondscheinwirkung. So durfte es beispielsweise am 40. März (10. März) ja nicht schneien, weil das für das Frühjahr noch ausgerechnet 40mal Neuschnee bedeutete, und am Josefstage (19. März) durfte man selbst auf

der höchsten Harpfe keinen Wind spüren oder auch nur hören, weil sonst ein sperer (kalter oder trockener) Langes in Aussicht stand. Zum Kälberentwöhnen war das Zwillingsschneid recht, wenn sie nicht abwärtsstehende Hörner bekommen oder gar unfruchtbar bleiben sollten. Ebenso war auch der Aufbau der meisten Feldfrüchte, die Bodendüngung, die Ernte, das Holzhacken und noch vieles andere an Kalenderzeichen und Mondscheinphasen gebunden, deren Nichtbeachtung angeblich immer schädliche Wirkungen hervorbrachte.

Mit großer Andacht wurde alljährlich das Bittfest um Erlebung einer ergiebigen Ernte am zweiten Sonntage nach Ostern gehalten und dies geschied heute noch; aber auch Bestunden um gedehliche Willerung bei großer Trockenheit oder Nässe wurden und werden heute noch veranstaltet. Der Glaube an eine sichere Wirkung war so fest und unerzitterlich, daß beispielsweise die Teilnehmer an den Bittprozessionen, welche die Desfeggergemeinden im Trockenheitsfalle zu den „Wetterherren“ (Johann und Paul) in Schläiten abhielten, nie oder nur höchst selten den Regenschirm zu Hause ließen und denselben auch meistens auf dem Heimwege benötigten. Kreuzgänge und Bittprozessionen gab es überhaupt in großer Menge. Meistens waren dieselben von den Altvordern zur Abwendung von Feuers-, Wasser-, Hagel- oder Seuchengefahr veranlaßt und von den Nachkommen getreulich eingehalten. Heute sind viele davon abgekommen warum etwa?

Osttirol unter französisch-illyrischer Herrschaft. (1810—1813.)

Von Koop. Karl Malter, Urns.

2. Justiz.

Die kgl. bayr. Landgerichte wurden bei Uebergang der Bezirke an Frankreich in kais. illyr. Staats-Landgerichte umgewandelt, jedoch bei der Neuorganisation der Verwaltung aufgehoben. Ueber die Zustände in der Justizverwaltung sagt Wohlgenuth (I. 1.): „Die Richter und übrigen Beamten sind simpliziter ohne mindeste Weisung außer Antwort gesetzt . . . von Ernennung der Friedensrichter etc. will niemand eine Silbe wissen. Nur Illyrien allein wird in der gebildeten Welt ohne Justizpflege sein und seine Provinzen stehen doch unter dem großen Kaiser Napoleon!“ Der hier angedeutete Friedensrichter, wie jeder Kanton einen bekommen sollte, hatte sich mit den Maires in den größeren Teil der Pflichten und Rechte des alten Landrichters zu teilen. In Matrei wurde der kgl. bayr. Landrichter Joachim Lang (unter Oesterreich ward er 1815 Rentamtskontrolleur zu Lienz) zum *Juge de paix*, oder „Friedens- und Korrekionsrichter“, bestimmt, ein Greffier oder Schreiber stand ihm zur Seite, ferner der Notaire Anton v. Lasser (in Lienz war Herr v. Hoffstetter Notar, ein oft benötigter Uebersetzer, in Sillian Kofler) und ein Huissier oder Gerichtsvollzieher. Das Einnehmen zwischen Friedensgericht und Maire war nicht das beste. Die Mißstimmung zwischen Lang

und Negele geht noch aus einer Bemerkung des Superrevisors Hueber, der 1814 Landgerichtsdirektor in Innsbruck war, hervor; dieser mußte die von Negele gelegte Mairerechnung, welche Lang revidiert und in vielen Punkten beanstandet hatte, einer nochmaligen Superrevision unterziehen und schreibt in dem darüber verfaßten Bericht von „Schikanen des Revidenten Lang gegen den Rechnungsleger Negele“ (IV. 7.). Negeles Frau machte ihrem Vergert etmaal in Wohlgenuths, des Maires, Gasthaus, dem Untergebenen Langs, dem Huissier Januall gegenüber ordentlich Luft, indem sie ihn „ehrenruerisch beschimpfte und blutrünstig geschlagen hat“; sie hatte ihn doch bloß einen „Lumpen, schlechten Kerl, Schuldenmacher“ geheißen und ihn mit einem Kehrwisch aus dem Nebenzimmer in die Gaststube gejagt und als er an der Tür „ausglitschte“, ein paar Schläge auf den Kopf, den kais. franz. illyrischen Staatsbeamtenkopf versetzt!! (VII. 19. 20.). Für größere Streitigkeiten im Betrage von über 500 Fr., für alle Verbrechen, namentlich auch für Waldzergeße — Forstfreuel — jeder Art war das Justiztribunal 1. Instanz in Villach kompetent. Wohl war in dem die Neuordnung Illyriens oersfügenden Organisationspatent die Errichtung eines solchen Justiztribunals 1. Instanz auch in Lienz vorgesehen, jedoch kam es nicht dazu, jedenfalls um

Östirrol zu strafen. Wie empfindlich diese Strafe die Einwohner traf, geht aus einer gemeinsamen Eingabe aller Maires und Syndics des ganzen Distrikts Lienz hervor, die auf Anregung des Maires von Lienz, Jos. Joh. Oberhuber, dem Subdelegue unterbreitet wurde. Auf 6 Gründe stützt sich die Bitte um die wirkliche Errichtung des geplanten Tribunals:

1. Größe des Distriktes: 33 Quadratmeilen; Seelenzahl 31.000.

2. Abgelegenheit: Lienz 7 Poststationen (28 Stunden) von Villach entfernt; große Teile des Distriktes 6-10 Stunden von Lienz, so daß die Bewohner von Sunichen, Serfen, Prägraten, Lilliach, Villgraten, Kals etc. eine Reisezeit bis zu 38 Stunden nötig haben, um an jenen Ort zu kommen, wo allein sie „ihr Recht behaupten“ könnten; mit Rücksicht auf ihre bekannte Armut müßten die meisten darauf verzichten.

3. Das Staatsinteresse verlangt schon prompte Gerechtigkeit.

4. Vorhandensein öffentlicher Gebäude in Lienz, dem Sitze der Subdelegation, eines Domainenreceveursamtes, einer Douanen-Suspektion und Mautoberamtes einer kais. Messingfabrique und anderer Recepturen.

5. Die Tatsache, daß der Distrikt auf 3 Seiten von bairischem und italienischem Gebiete umgeben ist, macht die Nähe eines Justiztribunals notwendig wegen der sich gerade hier häufenden Polizeii- und Kriminalfälle, Kontraband-Streitigkeiten u. d.

6. Eine Wohlthat wäre es auch für die Mülltaler und angrenzenden Arrondissements des obersten Kärnten.

Über alle Vorstellungen, selbst die warme Befürwortung durch den Subdelegue, waren umsonst; der Bezirk Lienz blieb dem Tribunal in Villach zugewiesen und erhielt nie ein eigenes.

Im diesem Tribunalgericht war ein Präsident mit 14 Tribunalräten, der Staatsanwalt, kais. Procureur Carl, ein Greffier und mehrere Huissiers. Der Rekurs gegen die Entscheidung des Tribunalgerichtes mußte an das Appellationsgericht in Laibach, in letzter Instanz an den Kassationshof in Paris geleitet werden.

Wie notwendig eine kräftige, zeitig eingreifende Gerichtsstelle in nächster Nähe gewesen wäre, zeigt die große Anzahl von Kriminalfällen, 18 an der Zahl, in dem einzigen Jahre 1812: Ueberfälle, Landstreicherei, Kurpfuscherei (Balthasar Koenig, „der sich bei der Affaire von Ainet am 8. Dez. 1809 als Feldscherer der Briganten (!) hat brauchen lassen“, trieb mit seinen „medizinischen Puschereyen“ vielerlei Unfug und scheute sich nicht, „die Gesundheit des Viehes und der Menschen auf die nämliche Art, mit den nämlichen Mitteln zu behandeln.“ (III. 15.), vielfältige Diebstähle (so wurde beim Hagler in Bruggen ein Stutzpferd samt Wagen entwendet), Körperverletzung und Raufereien, das waren die Fälle, die zum Teil vor dem Maire verhandelt wurden, zum Teil durch den Gerichtsdienner Perniz per Schub nach Lienz und von dort durch Gendar-

merie nach Villach überstellt wurden; Schubscheine und Quittungen“ über richtig abgelieferte Delinquenzen sind noch zahlreich vorhanden (III. 27. -34.).

Eine Abteilung der Laibacher Kompagnie der Gendarmerie Imperiale, 31. Legion, war in Lienz stationiert unter Leutnant Lemaire, und zwar Gendarmerte a pied — zu Fuß — und a cheval — zu Pferd. Auch Sillian hatte einen Posten, während Matrei vergeblich um 2-3 Mann bat und auf die Zeit verträufelt würde, bis das Gendarmekorps vermehrt würde. Nur bei den Militärstellungen und der militärischen Exekution bei den Angehörigen von Stellungsflüchtlingen sah man die „Schandarm“ (laut Wirtsrechnungen X. 17.) und bei solchen Gelegenheiten wahrlich sehr ungern. Und doch war Matrei als Kastation des Felbertauernweges von Bagabunden, Landstreichern, Ausreisern etc. gern und viel besucht. Es war jedenfalls für den Staat einfacher und billiger, den Sicherheitsdienst in Orten, wo keine Gendarmen stationiert waren, „allen wehrhaften Staatsbürgern“ zur Pflicht zu machen (VII. 1,12.). Zu viel tat der Staat also wirklich nicht, um die Rechte der Staatsbürger zu schützen.

3. Steuerwesen, Einregistrierung, Maut.

Besser als für die Rechtspflege war für Steuern etc. gesorgt, wie wir überhaupt bemerken, daß jene Zweige obrigkeitlicher Tätigkeit, die etwas eintrugen, sehr gut geordnet waren. Zu diesen gehören die Staatsmonopole (über die später gehandelt wird), Steuern etc., Kontributionen und endlich die Kontribution als nicht versiegende Quelle für den Soldaten-Nachwuchs.

Oberste Distriktssteuerbehörde war das Domainen-Receveuramt in Lienz, dessen Chef Hueber war; ihm unterstanden die Steuereinnehmer, für Matrei Recepteur Georg Büentzl. Getrieben wurden Grund-, Personaleinkommen- und Gewerbesteuer und zwar in manchen Fällen bis zum 5fachen des vorläufigen Steuerbetrages, wenigstens behauptet so H. Josef Gregor Kautler als Besitzer der Strödenalpe hinter Prägraten (konsequent wird im Rekurse für Unbal: Unmahl geschrieben. XII. 15.). Die Eintreibung der ersten zwei Steuergattungen erfolgte in 12 Raten; „in Ermanglung der rechtzeitigen Steuerabfuhr unterliegt der Steuerpflichtige dem Sequester, der im Verkauf der Meubel, Effekten und noch nicht eingebrachten Feldfrüchten besteht.“ (XII. 8.).

Rekurse gegen die Steuervorschreibung mußten innerhalb 3 Monaten eingereicht werden; nun wurde das diesbezügliche Dekret vom 15. April 1812 dem Maire von Matrei erst nach Mitte Mai mitgeteilt, die Folge davon war, daß 69 Grundsteuerrekurse erst Ende Juli eingekandt wurden, welche sämtlich vom Subdelegue unerledigt zurückgeschickt wurden wegen Terminverspätung.

Zwecks Repartierung der Steuern wurde auf 4. Jänner 1812 unter dem Vorsitze des Intendanten eine Kommission in Villach einberufen, an der für den Distrikt Lienz „Jean Francois Röck“ teilnahm.

Von den 554.000 Fr. an Grund- und 79.000 Fr. an Personalsteuern, welche Summen der Provinz Kärnten auferlegt wurden, bedachte man — trotz Köcs's heftiger Einsprache — den Distrikt Pienz mit 78.000 Fr. Contributions foncieres (Grund-) und 14.000 Fr. Contributions personnelles (Personalsteuer), also mit ungefähr einem Sechstel, weil der Bezirk ungefähr den Reinertrag des Möll- und Gailtales abwerfen soll.

Wiederholtes Drängen hatte wenigstens den Erfolg, daß im Oktober eine Steuerberichtigungskommission in Pienz einberufen wurde, die sich aber zunächst mit der Repartierung im Distrikt zu befassen hatte. Sie begann ihre Tagung am 15. Okt. unter dem Voritze des Subdelegues, außer den Domänen-Beamten nahmen teil Köcs für Pienz und Matrei, Mairesekretär Klettenhammer in Innichen für den Kanton Sillian und zwei Vertreter der Kantone Obervevlach und Greiffenburg, die auch zur Perception — Rentamt — Pienz gehörten (XII. 18.). Die Arbeit dieser Kommission läßt sich wegen Mangel an Akten nicht verfolgen. Mit großer Liebenswürdigkeit sorgten alle Gattungen von Behörden dafür, daß die Untertanen ja das richtige Stempelpapier (25 Cts. bis 1 Fr.) erwischen; auf ungestempeltem Papier durfte man mit ihnen nicht aerekehren, die Belehrungen darüber sind sehr häufig.

Das Einregistrierungsamt (l'enregistrement) besorgte seine Arbeit — Verschaffung aller Justiz- und Hypothekararkten — gegen anständige Gebühren. Die Einregistrierung einer Forstrevellsanzeige — Schadenssumme 4 Fr. kostete immerhin 50 Cts. Stempelgebühr, 1 Fr. die Verschaffung, 10 Cts. Kriegsteuer!

An der Spitze des Mautwesens stand Herr von Steiner als Obereinnehmer in Pienz. Zolleinnehmer besorgten in den Mauthäusern an den Grenzen das Amt; in Matrei „wirkte“ als solcher Herr v. Miorini, der sich nebenbei auch als Maler etwas verdiente, so zahlte ihm der Maire-Sekretär „für Mahlung des (offenbar illyrischen) Wappens 4 fl. 48 kr. (V. 26.) Herzerhebend muß es gewesen sein, am Nischbergerhaus den französischen Adler, auf seinem Lorbeerzweig sitzend, sehen zu können. Viehosungen wird er kaum allzuviel erfahren haben, weder von den Rekruten, noch von den Schmugglern, den Steuersträflingen, den Woldfreulern etc.

An Requisitionen hat Illyrien nicht einmal gar jovie! verlangt. Als im Februar 1812 eine französische Armeedivision in Pienz weilte, mußte Schlachtvieh nach Pienz gestellt werden, ebenso auch im August 1813 nebst einer Quantität Heu. Eine Pferdestellung fand in Villach im März 1813 statt; die Anzahl der gestellten Pferde läßt sich nicht eruieren, da nur „Zehrungskonto“ vorhanden sind. (IV. 4.)

4. Monopole: Salz, Tabak, Pulver und Salpeter (Saliter).

Ein ganz besonderes Objekt allerhöchster Fürsorge waren die Monopole: Salz, weil Mensch und Vieh es brauchten; Tabak, weil auch damals schon geraucht wurde und zwar nicht wenig;

Pulver, weil's der Kaiser brauchte und Salpeter, denn ohne ihn gab's kein Pulver.

a) Salz und Tabak. Erst hatte der Staat mit dem Kaufmann Adamich einen Kontrakt geschlossen gehabt, wonach ihm der Alleinverkauf des Salzes (istrianisches Meer Salz) in den illyrischen Provinzen zustand. Mit 1. Juli 1812 übernahm die kaiserl. Salz- und Tabakregie unter Directeur General Delaville Lerour die Verproviantierung Illyriens mit Salz selbst. Ein ähnlicher Kontrakt war bezüglich Tabak mit H. Schrumm abgeschlossen worden (Jänner 1810); auch dieser Kontrakt endete mit 30. Juni 1812. Die kaiserliche Regie setzte nun für Salz und Tabak Riceveurs in Villach, Spittal und Pienz ein (Weisker war Riceveur der Regie in Pienz), nachdem die „Registreur“ Adamich und Schrumm ausgeschaltet waren; autorisierte Subverleger sorgten für den Verkauf an Private. Einzige Militärkroatien blieb vom Dekrete vom 14. März 1812 unberührt, das für die 6 Zivilprovinzen Salz- und Tabakhandel regelte (V. 1.).

Illyrisches Meer Salz allein durfte in Illyrien verkauft u. verbraucht werden, obgleich es um ein Vielfaches teurer kam als das früher gebrachte Haller, Halleiner und Berchtesgadener Salz; der Zentner dieses ärarialischen Salzes kam auf 15 fl. zu stehen, wogegen man vor 20 Jahren um diese Summe 6 qu. guten Steinjalzes erhalten hatte. Die Einführung dieses letzteren jedoch über den Tauern war „gänzlich u. bey strengster Confiscation u. das Naturrecht excedierenden Straffen verbotthen“ (I. 1.). Das Schmugglerwesen mußte angesichts dieses Preises gedeihen: über die Umbaltürken schleppten die Prägrater das Haller Salz herbei, über den Felber-Tauern die Matreier das Halleiner Salz etc. Wohl hat der Intendant am 27. Sept. 1812 Belohnungen auf die Ergreifung der Schmuggler ausgesetzt: 3 Fr. für jeden Zentner Salz, wenn der Schmuggler erwidern konnte, 8 Fr. wenn man ihn anzeigen oder einliefern konnte, für Tabak 75 Fr. und 150 Fr., wenn nicht bloß die Schmugglerware eingeliefert, sondern der Schwärzer so angezeigt wurde, daß er gerichtlich zu verfolgen war. Allein das Aufsichtspersonal scheint in Ergreifung der Schmuggler nicht allzu glücklich gewesen zu sein. Aufseherposten bestanden in Matrei, Deferegg, St. Johann i. W. Die Aufseher hießen Preposees, waren ein Mittelding zwischen Zivil und Militär, im übrigen ein großes Gesindel. „Das Aufsichtspersonal, die Preposees heißen, ist sehr stark und lästig, alle sind im Markte (also nicht am Tauern) und ihre Anzahl einschließig der Weiber und Kinder dürfte 36 Köpfe sein; fast täglich macht dieses Gesindel mehr oder weniger Verdruß. Vor ankommenden Penze werden unter den Thauern (Tauernhaus) kaum einige oerseret werden“ (I. 1.). Einmal wurden der Oberaufseher von St. Johann und sein Untergebener wegen einer blutigen Kauferei in der Huben dem Gerichte in Villach eingeliefert. Drei Deferegger Aufseher verübten in Huben einen Ueberfall auf eine Weibsperson. Am schlimmsten trieben es aber 3 Mann des Matreier Postens am 19. Jänner

1812, nämlich der Unterbrigadier Pape, Eroberlieutenant, als Räubersführer, Strafinsky, ein ehemaliger Soldat, und Michel Premstaller, einst „Dörcher“ oder „Schindamichl“ genannt, welcher in dieser Gegend schon seit Jahren bekannt war; denn als Krube ging er hier betteln und später hatte er sich auf den Hausierhandel mit Rosenkränzen und Heiligenbildern verlegt. Ohne Auftrag des Brigadiers Riner gingen die 3 Genannten am 19. Jänner nach Virgen, wo sie beim Kaslerwasill verbotenes Salz wußten, das sie selbst früher gegen eine Kaution von 3 Kronentalern ihm im Hause gelassen hatten; dort „trieben sie Insolentien, die nur von der verrufensten Räuber- und Mörderbande zu erwarten sind . . . Pferd und Schlitten wurden gewaltsam herausgeführt . . . beim Suppleanten Anreiter in Virgen kehrten sie ein, hier sossen sie alle, aber die wenigsten zahlten, bis sie voll waren . . . unterwegs wurde ununterbrochen geschossen . . . und die Kerle führten einen solchen Lärm, welcher die Auftritte des vor 2 Jahren leider bestandenen tirol. Landsturm weit übertroffen hat“ (Maire an Subdelegue, VII. 3.). Am ärgsten machten sie es in Matrie selbst, beim Blankerbräu saßen 4 ehrsame Bürger und ließen sich das Bier schmecken, da kam diese Bande von Preposces mit dem Birger Kontrabandierer Kaslerwasill. Einer der Bürger, der bürgerliche Manzwirth Andrä Forstlechner kam ins Gespräch mit Pape und sagte nur so nebenhin: seiner Meinung nach hätten die Aufseher kein Recht gehabt zur Beschlagnahme des Pferdes, da es zum Schmuggeln nicht gebraucht worden sei. Daraufhin, so gibt Forstlechner zu Protokoll (VII. 3a), stieß Pape einige Reden in fremder Sprache aus zu seinen Helfershelfern; dann fuhrn alle wie Höllelhunde auf mich los: Pape nahm als erster das Wort: „Und weim der Bauer 10 Pferde im Stalle gehabt hätte, würde ich sie ihm wegnehmen; wir sind Herrn, schriean alle wie die Juden erceifige, zusammen, wir S. B. sch . . . auf Pfleger, Maire und eure Obrigkeiten, wir haben zu schaffen; euch Matrieger wollen wir's machen (-- die Prepossee waren erst seit 8. Jänner d. J. hier --), glaubt ihr, ihr seid österreichisch oder salzburgisch? Ben uns ist elne Militärregierung, da gilt nur Säbl und Pistole.“ Strafinsky stieß und schlug mich auch wiederholter Mahlen mit der Faust auf den Kopf, und ihr Geschrey: ihr Scheißburger S. B. (= sit venia! bitte um Entschuldigung) und dergleichen Ehrentitel flogen um meine Ohren wie die Raben um den Galgen . . . Nun war ich wohl überzeugt, daß wir Matrieger nicht mehr unter Oesterreich, noch weniger aber unter dem wohlthätigen Krummstabe der salzb. Regierung stehen!“ Als sich die Bürger entfernen wollten, wurden sie von den Aufsehern mit den Säbeln daran gehindert und wie Gefangene bewacht. Ueber Forstlechners Anzeige wurde ein Protokoll, ein Proces verbal, aufgenommen, das nach Lienz eingesandt wurde, von dort wieder zurückkam mit der Bemerkung u. a.: „Ich kann nicht umhin, Ihnen mein Mißvergnügen zu

bemessen über den Ausdruck . . . (den ich) mit der Bleisfeder untergestrichen habe (im Text hier fett gedruckt!) Lesen Sie ihm und ich warnen Sie, mir nicht mehr Schriften zu schicken, 100 solche Ausdrücke vorkommen. Sollte es zum zweitemale geschehen, ich werde es der obern Behörde mit Nachdruck anzeigen.“ Im zweiten Verbalprozeß, den Wohlgenuth daraufhin vorlegte, unterdrückte er zwar den beanstandeten Satz, fügte aber manches hinzu, was nicht wesentlich schmeichelhafter für die Regierung klang: Pape sei ein aus Oesterreich ausgewiesener, nun Beamter in Illyrien und „ich sehe es als Mangel der Regierungsform an, wenn fremde, staatsverbannte Schurken in Illyrien als Beamte angestellt werden . . . Der Maire ist bereit, seine Stelle niederzulegen, auch wenn dies mit Verlust seines Vermögens verbunden wäre, lieber als eine solche Tat ungerächt zu lassen. Auch von Illyrien wird ein Weg zum Thron des großen Napoleon führen.“ Immerhin hatte dieser Bericht des Maires den Erfolg, daß die 3 Aufseher von Matrie verschwanden; ob sie zuor noch Satisfaktion leisteten, wie der Maire es verlangte?

Laut bereits erwähntem Dekret vom 14. März 1812 sollten sämtliche Salzverleger und Subverleger stets einen für 6 Monate reichenden Salzvorrat haben. Nun kam es aber vor, daß der Matrierer Subverleger Rautter mit 4 Pferden nach Lienz fuhr, um Salz zu holen, aber in den Lienser Magazinen war auch nicht ein Körnchen zu erhalten (VI. 7. 9.). Diesen Umstand und die Höhe des Preises für das ärarische Salz nahmen die Maires des Distriktes zum Anlaß, um die Regierung zu bitten, bayrisches Salz einführen zu dürfen. Tatsächlich kaufte die illyrische Regierung an den beiden Salzpfannen in Hallein und Berchtesgaden ein größeres Quantum für die tirolischen Kantone. Sofort trat Wohlgenuth mit den kgl. bayr. Landrichtern in Mitterfill, Zell a. S., Saalfelden wegen Lieferungsangeboten in Verhandlung, weil außer dem Transport über den Felbertauern auch der über Mauterndorf—Spittal in Frage kam. Die Erkundigungen ergaben, daß im Laufe des Herbstes 1812 nicht mehr als 1000 qu. von Berchtesgaden bis ins Matrierer Tauernhaus geliefert werden könnten (über den Tauern mit Saumpferden, deren jedes 210 Pfd. trägt!), von hier könnte die Lieferung nur im Winter, bei Schiltweg, geschehen; der Preis des Transportes von der Salzpfanne bis Matrie wurde auf mindestens 3 fl. 36 kr. für den Zentner berechnet. Weil aber die Lieferung über Mauterndorf um 5 kr. billiger kam (bis Lienz gerechnet), wohl noch mehr aber an den Gegenbemühungen der Kärntner scheiterte sowohl im August 1812 das Projekt der Osttiroler, wie auch das fernere Projekt der Matrierer (Jänner 1813), wenigstens das Kantonsquantum von 8.000 qu. selbst in eigener Regie und Haftung der Gemeinde zu liefern, nicht angenommen wurde, obwohl dadurch eine Erhaltung von 1200 fl. = 2503 Fr. erzielt worden wäre gegenüber dem Transport über Mauterndorf (VI. 10. bis 12.).

Daß dem Pulverhandel und der Salpetergewinnung große Aufmerksamkeit gewidmet wurde, läßt sich begreifen, wenn man den Pulverbedarf des kaiserlichen Heeres in Betracht zieht. Eine Menge von Vorschriften (Keil, p. 115--126) beschäftigten sich damit. Allerhand Vorteile waren den Salpeterern („Saliterer“) eingeräumt, so auch

(Fortsetzung folgt.)

Befreiung vom Militärdienst; doch hat sich der Kautions-Salpeterer Jos. Ganzer in Mitteldorf nicht allzusehr bemüht, denn am 27. Sept. 1812 hatte er noch nichts abgeliefert. Der Inspektor des Pulver- und Salpeterhandels in Villach, Gustenberger, jauchte umsonst ein Formular, denn dies liegt nach unausgefüllt bei den Akten.

Dom Spinnen und Weben und von einem aus dieser Zunft.

Von Oberlehrer Joh. Brugger.

(Schluß.)

Soweit die Erzählung der alten Frau. Wenn ich ein Romandichter wäre, würde ich den Gille, je nach der Tendenz, in ein Kloster gehen, oder ihn alt Jahre zum Grabe seiner Braut pilgern und endlich an gebrochenem Herzen sterben lassen. Da aber dergleichen bei gesunden Naturmenschen nicht vorkommt, geht die Geschichte weiter.

Dieses Jahr ist der Gille erst zu Beginn des Winters herangekommen. Sein Leid hat er in seinem Herzen verschlossen. Möglich, daß er sich dem Hausvater, den er wie einen Vater ehete und liebte (der Gille war nur ein angenommenes Waisenkind, das die meiste Zeit seines Lebens in unserem Stammhause verbrachte und dort gestorben ist), anvertraut hat, sonst hat kein Mensch etwas von seinem Unglücke erfahren. Es fiel den Leuten auf, daß der Gille halt gar neman so auf der legt war wie früher, daß er, obwohl noch lange kein Griesgram oder Spatzverderber zu sein, mit den Weiberleuten gar neman viel gemacht hat. Die natürliche Folge davon war, daß ihm das Geld mehr in der Tasche blieb und daher das Verlieren der Brieftasche nicht mehr vorzukommen brauchte. Als er später durch gänzliches Erblinden erwerbsunfähig wurde, konnte er 500 fl. sein Eigen nennen. Daß er auch als Blinder in der Familie blieb, war eine rein selbstverständliche Sache. Die für unsere bäuerlichen Verhältnisse höchst problematische Wohlfahrts-einrichtung der landwirtschaftlichen Krankenkasse gab es nicht, brauchte es auch nicht, und im Spital wäre der Gille mit seinem Naturell wohl auch gleich gestorben. So lebte er nun still und zufrieden seinen Tag. Sein derber, bissiger Humor, seine Geradheit und seine große Heimatliebe, verbunden mit einer gesunden, von jeder Prüderie weit entfernten Weltanschauung, machten ihn bei den meisten Leuten beliebt. Den Kindern war er der beste Freund. Einerseits waren es die Erzählungen, andererseits der Umstand, daß er den letzten Heller und den letzten Bissen mit ihnen teilte. Mit ein paar alten Jungfrauen aus der Nachbarschaft lebte er in beständigem Hader und köstlich waren die Ausdrücke, die er dabei gebrauchte.

An den politischen Ereignissen seiner Zeit, so weit sie in den Berührungskreis des alten blinden Mannes hereintreten, nahm er lebhaften Anteil. Zu seiner Zeit spielten sich die Ereignisse von 1848, 1859, 1866 und 1870 ab. Napoleon III. und Garibaldi betrachtete er als seine persönlichen Feinde.

(Was würde er etwa heute sagen!) Auf den Kaiser Franz Josef I. war er auch nicht gut zu sprechen. „Er gibt halt alleweil viel zu viel nach.“ Sein Mann war der Fürst Bismarck. „Der selte woll, der hot nit wochgäbn, oft hot mans woll g'sehen, do hort die Franzosen woll Hoar herloss'n müß'n. War er lei bei uns gemösn, oft wor man woll g'sehn hob'n. Da sell hot die Kanun nit lei unanonda g'füacht, da sell hot sie a gebraucht.“

Der in seine Zeit fallende Aufschwung des VerkehrsweSENS war auch nicht nach seinem Geschmacke. „Es kommen lei alleweil mehr Wallische her.“ Der Textilindustrie prophezeite er ein unruhliches Ende. Wer einmal ein färbiges Hemd trug, hatte es beim Gille ein für allemal verspielt. Er galt als Schwächling, als Weichling, direkt unwürdig, dem Bauernstande anzugehören, und als der Nudler Peter gar einmal mit Stiefeln ins Heuziehen ging, war der Gille den ganzen Abend aus dem Gadenle nicht herauszubringen, so gern er sonst die Heuzieherkrapfen aß. „Zu einem Heuzieher gehören grobgenähte Schuhe und Schneidestrümpfe und keine Stiefl. Stiefl hat der Dechant an und kon Heuzieher.“

Wenn der Gille Unterrichtsminister gewesen wäre, hätten die Volksschüler mit einer Einmaleins „Zähl“ und einem Abzafeln nebst Katechismus ihr Auslangen finden müssen. Zeitung hätte nach seiner Ansicht der Grandegger Stöfl und der Kaul eine gebraucht, und diese hätten sie müssen an den Sonntagen nach dem Gottesdienste den Leuten vorlesen. (Der Stöfl war Gemeindediener, der Kaul Gerichtsdiener und die hatten die amtlichen Kundmachungen zu vorlesen.) Bene Universitäten, wo solche Dinge gelehrt werden, daß die Welt (Erde) eine Kugel sei, oder gar, daß die Sonne steht und die Erde geht, „was decht koa Mensch glabt“, hätten geschlossen werden müssen. Etliche Ärzte, etliche Richter und Geistliche, dann wären nach Gills Ansicht genug studierte. Das andere gibt nur Gemeindelasten ab. „Das sieht man wohl beim St. . . . e“ (Der St. . . . e war ein Mensch mit großen Talenten, aber Alkoholiker und trug gediegener Studien eine große Gemeindelast, der als Winkeladvokat manches Unheil stiftete), ein Argument, das freilich nicht zu entkräften war. Merkwürdiger Weise fanden Gendarmen und Finanzier unbedingt Gnade vor seinen Augen. Erstere hätten die Pflicht, das Land von arbeitscheuem Gesindel

zu säubern und die Ausbreitung des Tisls (gemeint war die Maul- und Klauenseuche) zu verhindern; leßtere hätten achtzugeben, daß die Kaufleute keinen schlechten Kautabak verkaufen.

Die Straßen- und Eisenbahnbauten wären einzuschränken, dafür aber Kirchwege, Viehtriede und Heuriesen zu verbessern, die Jagd auf weiße Hasen und Schneehühner wäre frei zu geben „für die jungen Leut, weil das die Augen und die Füße vertenselt stärkt“ usw.

So spielte sich dieses einfache Leben mit großer Klangfülle ab und klang, wie er es selbst gewünscht hat, in ruhigen, getragenen Akkorden aus. Ein paar Tage war der Gille unpäßig und wehrte auch nicht ab, als man ihn versehen lassen wollte, obwohl er meinte, es sei gar nicht wert, daß man seine wegen einem Geißlichen so weit heraufplage. Er lebte noch einige Tage in feierlicher erwartungsvoller Stimmung, und eines Tages in der Frühe fand man ihn tot im Bette.

Ich habe diesen Menschen gezeichnet nach der Natur. Er war durchaus kein Ideal. Er war ein Mensch, eine Persönlichkeit, ein Individuum, wertlos und bedeutungslos für sich allein aber ein Stück Volksseele, ein Stück Heimat, unberührt von der Eroßion unserer alles nivellierenden, einebnenden

Zeit. Gleichwie die gewaltigen Berge unserer Heimat aus ganz wenigen Grundstoffen (Elementen) zusammengesetzt sind, mag auch die Mischung in den einzelnen Aggregaten noch so verschieden sein, wie jeder einzelne Stein ein Individuum für sich ist, wesensverschieden von seinem Bruder und Nachbar, wert- und bedeutungslos für sich allein und doch wieder durch seine Eigenschaften dem ganzen Gebirge Konsistenz und Festigkeit verleihend, ist auch unsere Volksseele nur auf den christlich-deutschen Grundgedanken eingestellt und abgestimmt, welcher es befähigt hat, die Stürme der Jahrhunderte zu überdauern, dem jeder in seiner Art nicht, den jeder unterstützt, solange er nicht auf der Scholle gedockert oder gar von derselben losgerissen ist und dadurch auch dem Volksgedanken entfremdet wird. Die Schaffung neuer Existenzmöglichkeiten in unserer, an natürlichen Hilfsmitteln so armen Heimat, bezw. die Erhaltung gefährdeter Erwerbszweige ist ohne Zweifel ein hervorragender, volkserhaltender Faktor. Wenn der Landeskulturrat bezw. die Landesregierung die Wiederbelebung der Hansweberei protegieren, leistet sie nicht nur einzelnen Menschen einen großen Dienst, sie unterstützt und festigt dadurch auch den Heimatgedanken in ganz hervorragender Weise.

Schloß Rabenstein.

Von Ren.-Insp. J. Wechselberger, Birgen.

In der Fraktion Mellitz, Gemeinde Birgen, erinnern die hohlen Mauern auf einem grasbewachsenen Hügel an das zum Großteil zerfallene Schloß Rabenstein. Ueber das Alter dieser Befestigung ist nichts Genaueres bekannt und die Annahmen sind sehr verschieden.

Da in der nächsten Umgebung dieser Ruine römische Münzen von Commodus (180–192) und Philippus (244–249) gefunden wurden, glaubt man, daß dort ein römisches Kastell stand, aus dem dann ein Raubvillerschloß entstanden sei. Andererseits vermutet man in diesem Schlosse eine Schutz- und Festung gegen die mächtigen Grafen von Lechsgemünde auf Weissenstein bei Matrei i. O. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts war Rabenstein mit der Herrschaft Birgen, zu der die Gemeinden Birgen, Prägeraten und St. Jakob in Defereggan gehörten, an die Grafen von Görz gekommen. Da Graf Heinrich von Lechsgemünde dem Erzbischof von Salzburg die Herrschaft Windisch-Matrei vertragsmäßig abgetreten hatte, kamen die Görzer Grafen in unmittelbare Berührung mit dem Erzstift. Dieses stellte verschiedene Ansprüche an seine Nachbarn und da Anteile der einen Herrschaft im Bereiche der anderen lagen und die gegenseitigen Rechte keine sicheren Grundlagen hatten, gab es für Streitigkeiten Ursachen genug, die endlich in einen heftigen Kampf ausarteten. Die Grafen von Görz hatten dem Erzbischof von Salzburg bereits viel Schaden zugefügt, als sie im Wechsel des Kriegsglückes endlich selbst mit vielen der Ihrigen in die Gefangenschaft der Feinde fielen.

Erzbischof Philipp setzte sie 1250 in Freiheit, jedoch mußten sie sich verpflichten, 4900 Mark Silber in einer bestimmten Frist zu zahlen und unter anderem auch die Feste Rabenstein mit Zoll, Maut und Gericht abzutreten. Da die Görzer nicht zur vertragsmäßigen Frist zahlten, griff das Erzstift auf die Pfandgüter. Am St. Ulrichstage 1292 schloß dann Graf Albert einen Vertrag mit dem Erzstift, vermöge dessen sich Erzbischof Conrad u. a. seiner Ansprüche auf die Feste Rabenstein und das Gericht Birgen begab. Im Vertrage von 1308 erhielten dann die Grafen von Görz u. a. Rabenstein samt Gericht Birgen als salzburgisches Lehen. Am 18. Februar 1467 bestätigte Pfalzgraf Leonhard Graf von Görz auf die Bitte seines Schloßkaplans auf Schloß Rabenstein, Paul Schweinacher, die vom Graf Albrecht von Görz am 2. Februar 1335 beurkundete Stiftung einer Kapelle auf Schloß Rabenstein.

Im Jahre 1500 erhielt Kaiser Maximilian als Erbe der Görzischen Grafen dieses Lehen vom Erzstift, verpfändete aber Schloß Rabenstein und das Gericht Birgen schon im Jahre 1501 dem Michael Freiherren von Wolkenstein-Rodeneck, dessen Nachkommen aber so sehr in Schulden geraten waren, daß sie genötigt waren, sich aller ihrer Herrschaften und Besitzungen zu entschlagen. Im Jahre 1653 verkaufte Erzbischof Ferdinand Karl das Schloß Rabenstein nebst dem Orte Birgen usw. dem kgl. Damenstift zu Hall mit dem Vorbehalt des Rückkaufes. Das Stift blieb bis zu seiner Auflösung im Jahre 1783 im Besitze desselben. Bis zum Jahre 1703 wohnte der Gerichtsverwalter immer im Schloß

Rabenstein, von diesem Jahre an aber in dem von der Gerichtsherrschaft im Dorfe eigens erbauten Pflegehaus. Das Schloß wurde von da an verwahrt und ging daher dem Verfall entgegen.

Als Pfleger und Urbarsverwalter hatten vom Jahre 1450 angefangen folgende Herren auf Schloß Rabenstein Amts- und Wohnsitz und zwar:

- 1450 Christoph Herrenberger;
- 1489 Rudolf Strahl;
- 1503 Ulrich Mutschekner oder Mutscheller;
- 1522 Bernard Bogelmayr;
- 1536 Hans Murgel v. Ruzsdorf;
- 1548 Michael Angst;
- 1549 Stefan Lercher;
- 1553 Adam Teutenhauser;
- 1585 Kaspar Teutenhauser, Sohn des Vorigen;
- 1598 Georg v. Hebenstreit;
- 1624 Veit Jakob v. Hebenstreit, Sohn des Vorigen;

1662 Jakob Miller; dieser war der letzte Pfleger, der im Schloß Rabenstein wohnte. Im Jahre 1703 zog er mit seiner Familie in das Dorf Birgen, wo

er bald hernach starb.

Ihm folgten in Birgen als Pfleger:

- 1705 Franz Kleppenhammer;
- 1713 Josef Hübler von Lienz;
- 1728 Michael Hübler von Lienz, Sohn des Vorigen;
- 1742 Josef Anton von Sterzinger;
- 1753 Josef Schrauzhofer;
- 1760 Christoph Alexander von Kaler zu Langenheilm, der in gleicher Dienstbeziehung im Schlosse Heimefels bei Sillian starb.
- 1765 Johann Gebhard Haneberg;
- 1782 Franz Michael Hübler von Sillian;
- 1790 Josef Kasian von Kaler zu Langenheim starb zu Birgen im Jahre 1796.
- 1797 Josef Koruel o. Schulern, dies war der letzte Pfleger.

Im Jahre 1807 wurde das Pflegegericht von der königl. bayerischen Regierung aufgelöst und ein dem Landgerichte Lienz einverleibtes Aktuarial errichtet.

Dieses wurde 1809 wieder aufgehoben und unter der französischen Regierung nach Windisch-Matrei einverleibt.

Dillgrater Stücklein.

E. Angerte.

7. War i net hin!

Sonntag ist und der erste Mai und der Much geht af Sillian. Der Tag ist erst grau und die Taxbäume sind noch schwarz, aber im Much drinnen ist eine große Lichten. Halbs kommt das von der schönen Herrgottswelt rings um die Augen, nêhr halbs aber von der ausnahmsweißen Füllung des weißen Lederbeutels im Hosensack. Mit zwei Fünfern und zwei Gulden kann man schon aufgelegt sein, wenn das breitetste Seidentuch hundert-zehn Kreuzer kostet. Der Much rechnet: Halstiechl, Sackmesser und Tschigg, seinem jungen Weibele a Knödelschüssel und a Packl van den neuen Vieadlen, die sie in Sillian Kaffee heißen und die man nicht siedet und schmälzt wie die andern „Bulu“.

Grade in der Vorbetrachtung seiner kaffeebeglückten Ranue reißt ihm ein lautes „Grieff di!“ den Kopf in die Höhe. Während er den Gruß zurückschickt, rätselt er, wo doch der Zagg heut in aller Sonntagsfrüh schon herkommt, taleinwärts. Der Zagg aber will nit gern gefragt sein, auch hat er schon seit Schulbubentagen die Aufgabe übernommen, ab und zu seine lieben Nachbarsleut anders anzureden, als sie für alle Tage angeredet werden, und so stellt er sich vor den grau lodenen Much hin, schaut ihn untersuchend an wie der Sillianer Doktor die kranken Billgrater, und sagt mit einem traurigen Ernst: „So, Much, wo fahst's denn bei dir heunt?“

Der Much erschrickt und sagt bloß: „Zwei?“

„Weil du gar a so schrecklich ausschaut.“

Der Much erschrickt noch mehr und am tiefsten bei Zaggls düsterer Prophezie: „Much, i bitt di, tue di heunt hietn, wenn du heunt no dreimal niehest, nachher is gar mil dir. Heunt ist der erste

Mai und sell ist a wichtiger Postag für kranke Leut und Viecher. Merk dir's, daß i dir's g'sagt han.“ Schaut den Much nochmal bis in den Kopf hinein on und geht dorwärts und spüel, daß es Zeit wird zum Auschlafen.

Draußen im Rueg aber schreiet der Much vorsichtig marktwärts, Fuß für Fuß. Nur ja an keinen Stein stoßen und keinen unbewachten Dreher tun und an keine Nanne und kein Sackmesser denken, nur aufpassen, aufpassen! Es geht um Leben und Sterben!

Da Hatschi!

„Heiliger Sankt Friß! Hab ich denn noch zu wenig aufpaßt? Aber das hat die Sonne getan, die jetzt so weiß aus den Bergen steigt; die ist mir rem in die Nase gefahren, sonst könnt's gar nicht sein!“

Die Sillianer haben noch keinen so gefetzten, gemessenen, bedächtigen Billgrater gesehen, wie den heutigen Much. Zu Kirchen, im Laden und in der Wirtsktub: die leibhaftige Feierlichkeit. Dafür geht auch alles ohne Hatschi vonstatten und schon ist der Much auf dem Heimweg und sein blaues Tiedl birgt alle geplanten Schätze und einen Pfeifenkopf. Er zieht den Stecken durch's Packl und schwingt's in einem langsam vorsichtigen Bogen über die Schulter und tritt mit dem rechten Fuße aus der Ladentür auf die Straße und grad im selben Augenblick klopft draußen der Rohnecht einen Futtersack aus und das stiebt und der Much schreit: Hatschi! —

Was eine halbe Stunde später durch den Billgraterwald schleicht, ist die menschgewordene Todesangst. Jetzt schaut er wirklich schlecht aus und hat es not, so Fuß für Fuß zu stellen, als wolk' er

gar nicht heim. Einmal noch, dann ist's aus! Einmal noch, dann ist er hin und — Hatschi! da liegt er schon. Ja freilich, wer auf der Willgrater Straße die Füße nicht aufhebt, die Banmwurzeln weichen nicht aus! — Der Much aber ist hin, zum Glück hat es ihn nicht über die Straße, sondern weich daneben ins Moos gedreht. Sein Pack hat an Stecken einen Bogen beschrieben und liegt, wie er im Moos und die schöne Schüssel hat im Niederfliegen einen Tschilderer getan. Ist auch hin.

Ueber eine stumme Weile wird's gehend auf der Straße. Der Much liegt noch immer und denkt die Gedanken eines Toten. Der Lebende aber ist ein „armer Reisender“ und bittet von Haus zu Haus

um milde Unterstützung. Wenn er etwas ungebeten findet, ist's ihm lieber. Drum hat er schon eine Weile das Pack im Auge und den Much. Daß der Much hin ist, weiß der Handwerksbursch nicht und einen Schlafenden unzeitig wecken, ist unhöflich. So nimmt er bloß das Pack und geht.

Wie der Much Pfeife und Sackmesser, Tschigg und Kaffee und Halstüchl forttragen sieht, brennt's ihn furchtbar im Herzen. Und es reißt ihn an Händen und Füßen. Und wie der arme Reisende mit den langen Schritten am letzten Straßenzipfel verschwindet, setzt sich der tote Much auf, ballt die Fäuste und schreit: „Teißl, war i nit hln!“

Don der Martau.*

Sage, erzählt von Rotburga Stark, Lehrerin.

Untern Gomig, im sogenannten Silberthal, war vor Zeiten ein sehr ergiebiges Silberbergwerk. Der Stollen soll sich so tief in den Berg erstreckt haben, daß die Knappen darin einst hörten, wie man beim Gomig im Haus Krapsenfülle, Mahu oder Kirschen, mit dem Mörser stieß. Weil das Ertrögnis des Bergwerkes sehr groß war, wurden die Knappen üppig und sehr hochfahrend. Aus reinem Uebermut zogen sie einst beim Knappen-Pißend einem Stier bei lebendigem Leib die Haut aus und bestreuten ihn, noch lebend, mit Salz. Sie weideten sich an der Qual des armen Tieres. Gott bestrafte aber

ihren Uebermut. Das Bergwerk stürzte bald darauf ein und begrub alle Mann. Vom Eingang ist keine Spur mehr zu entdecken. Einige hundert Meter von der Karttschenbrücke gegen Lengberg ist nördlich, hart an der Straße das Knappen-Pißend und die angrenzenden Felder, südlich der Straße, werden heute noch allgemein als „Martau“ bezeichnet, will wohl sagen „Marterau oder Mordau“. Die Tat soll auf der dort vorbeiführenden Straße verübt worden sein.

* Gemeinde Nikolsdorf.

Der Saurer.

Alter Volksbrauch in Thurn.

Von Franz Ebner.

Am 24. April versammelten sich in Thurn die Schulerbuben in aller Herrgottsfröhe zum sogenannten Saurerspiel. Einer oder zwei mit einem großmächtigen Bocksporn, die andern mit einer Laxborzen (junge Fichte), der Größte und Stärkste mit einer Radltruhe (Schubkarren). Mit dieser Ausrüstung erschienen sie auf dem Sauboden (Thurnerberg). Wer nber als letzter angekommen war, mußte die beschämende Rolle des Saurer spielen. Als solcher setzte er sich in die Radltruhe und bekam die lästigen Rösche der anderen übergeworfen, wodurch wohl auch seine Scham zugebedekt wurde. Alsdann ging die Hege los.

Zuerst die Laxborzenträger, dann der Radltruheuschleber, zuletzt die Bockshornbläser, so zogen sie dahin von Haus zu Haus, vor jedem Hause blasend und den Reim hinklärnd:

„Saurer, Saurer, Pipo,
Beiß 'n Saurer Zipp o,

Beiß lei nit goa o.

Bumponigl. Hobakoru.

Dea und dea isch Saurer woan — — —“

wozu sie bei den letzten Worten mit höhneudem Nachdrucke auf den im Karren sitzenden Saurer hindeuten. Hierauf wurden sie von der Bäuerin mit an Mordstrum Speck oder Wurst, an Henkele Fleisch oder Eier und Brot beschenkt, was alles in den Karren des Saurer geworfen wurde, und zogen wieder weiter zum nächsten Haus. Dort spielte sich derselbe Vorgang ab und so weiter bei jedem Hause, bis das ganze Dorf obgeradelte war.

Zu beneiden war der Saurer in der Radltruhe sicher nicht, denn sein Gesäß und seine Knie schmerzten nicht wenig — kann man sich denken — bei dem Holpern des Karrens auf den steinigten, gepflasterten Wegen. Dafür bekam er aber auch den Löwenanteil bei der Verteilung der Geschenke, worauf es sich alle schmücken ließen. Und damit war das Saurerspiel zu Ende.



Bonderbare Menschen.

Von Ignaz Ingruber.

2. Das Stabzieherle.

Ein Eidersberger Mandl war's mit halbgelähmten Beinen, das kein verständliches Wort reden, wohl aber verschiedene Laute von sich geben konnte. Seine Gebärden- und Sprache wurde indessen meistens verstanden. In jeder der beiden Hände trug er stets so viele Bergstöcke, als dieselben zu umspannen vermochten. Diese Stöcke benützte das Mandl aber weniger als Stütze, weil sie ihm begreiflicher Weise ja beim Gehen eher hinderlich als förderlich waren, als vielmehr um sie den lästigen Buben, die auch dieses Hascherle nicht in Ruhe lassen konnten, nachzuschlendern. Aber wenn dann die Spitzbuben seine Strecken scheinbar zu sich nehmen und damit verschwinden wollten, dann gab's immer einen heillosen Spektakel.

Zaunzen glaubte es zu können und wenn dann jemand zu ihm sagte: „Seppese, juchiz amoll!“ dann stellte es sich sogleich in Positur und schrie, was es aus dem Halse brachte: „Blösch!“

Branntwein machte es für sein Leben gerne und geradezu rührend war sein Bitten um das brennende Maß, so daß ihm mein Vater, der selbst Schnaps brannte, oft mehrere Gläschen verabfolgte. Lustig war das Seppese dann über die Mäßen.

3. Der Moarinwalds Kaiser.

Ebenfalls ein Kärntner, hielt sich der „Kohlhansl“, wie er für gewöhnlich benannt wurde, größtenteils beim Moarinwalds Wirt auf, wo er auch hie und da arbeitete. Aber angeredet durfte er mit diesem Spitznamen nicht werden, sonst zeigte er sofort auf seine vielen Talmiorden, die seine Brust schmückten und sagte: „I Kaisa!“, der zu sein er sich allen Ernstes einbildete. Darum betitelte ihn jedermann als „Herr Kaiser“, weil das nichts kostete.

Bei allen Krenzgängen und Prozessionen in weiter Runde trug er das Fahndl voraus; ebenso bei Begräbnissen das Kreuz und bei jeder Hochzeit der Umgebung spielte er, hochzeitlich herausstaffiert mit Busch und Federn, den „jungen Bue“, wenn er gleichwohl schon über die Sechzig war. Bei Hochzeitsgelagen und Totenzehrungen aermachte er manchmal seinen „Naggler“ mehrere Tage nicht mehr nach Hause zu schleppen.

Und nach eine Passion hatte der Hansl: Kirchenglocken läuten war ihm ein Hauptvergnügen und der Mesner war froh darum; aber auch kommandieren wollte er dabei und nicht ungerne ließen es sich die Mitläuter gefallen, wenn er anordnete: „Gaisa große Glogge läuten, du Glane und du Swölfa!“

Die Kinder taten ihm nie etwas zuleide, weil er nie schimpfte, oft sogar mit ihnen spielte und kauderwelschte, vielleicht auch wegen seiner vermeintlichen Herrscherwürde.

4. Die tamische Lene.

Mehr als sechzig Jahre wahrhaftig sein ist wahrhaftig kein Spaß und das war die arme Haut: doppelt arm, weil sie noch dazu von Haus zu Haus verpflegt werden und ihrer Unreinlichkeit sowie ihres ungewaschenen Schnabels wegen, meistens in den Ställen und Heutennen übernachtet mußte.

Schon mit ungefähr zwanzig Jahren soll das angeblich sehr hübsche Diandl in Folge eines Liebesabenteuers oder uneingehaltenen Ehedersprechens den Verstand verloren oder — wie der Volksmund sagt — aus dem Häuschen gekommen sein. Der zugezogene Arzt soll ihr dann derart viel Blut abgezopft haben, daß der helle Wahnsinn zum Ausbruch kam, ein Zustand, der ihr das ganze übrige Leben — sie wurde gegen neunzig Jahre alt anhaftete.

Anfangs soll sie noch bisweilen lichtere Augenblicke, in denen sie lesen und zusammenhängend reden konnte, gehabt haben. Aber es waren fast nur kurze Momente, wo die geistige Ummachtung von ihr wich und später auch das nicht mehr.

Sonst war die Lene ziemlich harmlos, saß meistens in einem Winkel, zapfte immerfort mit den Fingern und schlug mit der Zunge in- und außerhalb des Mundes herum. Etwas naschhaft war sie schon und da griff sie in ihrer Verwirrung halt zu, wo sie konnte, dabei doch wieder schlau beobachtend, ob ihr jemand zusehe oder ob die Luft rein sei.

Bereizt durfte sie nicht werden, denn sonst setzte es ein ununterbrochenes Donnerwetter von mehreren Tagen und Nächten ab. Und wie unsauber und meist auch treffend sie lamentieren konnte, davon wußte gar mancher ein Geschichtchen zu erzählen. Ihr in diesem Zustand unter die Augen zu kommen, war überhaupt nicht ratsam, denn sie konnte auch handgreiflich werden. Bei Kindern hat sich die Lene mit der Faust den nötigen Respekt zu verschaffen gewußt; aber es gab auch unverständige Erwachsene, die nur um ihr „lojes Maul“ zu hören, ihre Wildheit immer wieder aufpeitschten. Wenn man ihr in guten Tagen nichts in den Weg legte und freundlich mit ihr redete, konnte sie sogar sehr liebenswürdig sein und ihre manchmal sehr vernünftigen Aeußerungen galten bei vielen Leuten fast als Orakelsprüche, jedoch nur etwa in der ersten Hälfte ihrer Geisteskrankheit.

Erst ihre letzten Lebensjahre konnte die arme Alte auf einem ständigen Kostplatze mit guter Wartung zubringen.

„Heimat ist greifbare Nähe, ist naturfremde Wirklichkeit, ist pulsierendes Leben. Heimatkennntnis ist Umwelterfahrung. Heimisch wird man nur in dem Raum, den man ständig überschaut und viel durchwandert.“

Dr. phil. Franz Schuch.

Wiener Nachrichten

Wien — Osttirol

Kinder- und Familien-Gruppen



Die „Wiener Nachrichten“ sind das verbreitetste Blatt Osttirols, darum das einzig erfolgreiche Anzeigenorgan des Bezirkes. Die „Wiener Nachrichten“ sind das einzige Lokalblatt der Stadt Wien. Sie werden in jedem Haus gelesen. Die „Wiener Nachrichten“ erscheinen wöchentlich mit dem Amtsblatt des Bezirkes Wien.

Braut-Bilder Vergrößerungen

in moderner Ausführung zu mäßigen Preisen empfiehlt die fotogr. Anstalt

Dina Mariner

vormals Unterratner

Lesen Sie die „Wiener Nachrichten“!
 Inserieren Sie in den „Wiener Nachrichten“! Wien, Osttirol, Gartengasse 4.

Firma Alois Bichler, Wien

(Bildhauer und geprüfter Steinmetzmeister)



empfehlen ihr
Lager in

Grabmonumenten,
Gedenksteinen,
Grabplatten und
Einfassungen

zu niedrigen Preisen.

Wandverkleidungen
Möbelplatten
Waschtischaußsätze etc.

in jeder Gesteinsart und Menge.

Sämtliche Renoverungen prompt und billig!